

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Armut in der Zwischenkriegszeit“

Verfasserin

Monika Kratzer

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Soziologie

Wien, im Oktober 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A121

Studienrichtung lt. Studienblatt: Soziologie

Betreuer: Ao. Univ.-Prof. Dr. Roland Girtler

Vorwort

Die vorliegende Arbeit wird auf die Ursachen und Bewältigung der Armut in der Zwischenkriegszeit eingehen.

Die Idee zu dieser Diplomarbeit entstammt der Vorlesung „Historische Grundlagen der Politik“ bei Professor Walter Manoschek. Der genannte Politologe lud im Winter 2005 Leopold Engleitner, einen Zeitzeugen der Zwischenkriegszeit, in seine Vorlesung ein. Dieser erzählte in seinem Vortrag über die Auswirkungen der politischen Verhältnisse zwischen 1918 und 1938 in Österreich.

Leopold Engleitners Ausführungen über die Armut der Zwischenkriegszeit erweckten bei mir großes Interesse an diesem Thema. So kaufte ich mir direkt nach Engleitners Referat sein Buch „100 Jahre ungebrochener Wille“ und beschäftigte mich in Folge mit soziologischen Aspekten der Armut. Als Beispiel möchte ich die Lehrveranstaltung „Soziologie der Armut“ bei Professor Dr. Girtler anführen.

Ich bedanke mich über diesen Weg bei allen Personen, die mir für meine eroepischen Gespräche zur Verfügung standen. Besonderer Dank gilt meiner Familie, Herrn Dr. Hofer, meinen Studienkolleginnen Jenny Erhardt und Bianca Punz, meiner Freundin Margit Chwatal und Herrn Professor Dr. Girtler, dem ich für seine freundliche Unterstützung danken möchte.

INHALTSVERZEICHNIS

1 ABSTRACT	8
2 EINLEITUNG	9
3 QUALITATIVE METHODE	12
4 GESCHICHTLICHE HINTERGRÜNDE	16
4.1 Politik der Jahre 1918 – 1938	16
4.2 Sozialversicherung der Jahre 1918 – 1938	21
5 SCHLECHTERSTELLUNG VON PERSONEN DURCH ARMUT	23
5.1 Begriffserklärung von Armut	23
5.2 Neue Theorien von Armut	24
5.3 Die Marienthal- Studie	27
5.4 Beispiele für Überlebensstrategien	32
6 LEBENSVERHÄLTNISSE ZWEIER FAMILIEN	33
6.1 Das Familienleben	33
6.2 Berufe	35
6.3 Ernährung und Bekleidung	37
6.4 Religion	40
6.5 Wäsche waschen	41
6.6 Krankheiten	42
6.7 Erziehung	43
6.8 Wünsche	44
6.9 Verkehr	45
6.10 Politik	45
6.11 Analyse	46

7 LEBENSBEWÄLTIGUNG	50
7.1 Das Familienleben	50
7.2 Berufe	54
7.3 Ernährung und Kleidung	55
7.3.1 Frühstück und Abendessen.....	55
7.3.2 Hauptspeisen.....	56
7.3.3 Obst und Gemüse.....	57
7.3.4 Kühlung der Lebensmittel.....	58
7.3.5 Kleidung.....	58
7.4 Religion	61
7.5 Wäsche waschen	65
7.6 Krankheiten	66
7.7 Erziehung	67
7.8 Wünsche	70
7.9 Verkehr	71
7.10 Politik	72
7.11 Analyse	74
8 VERWANDTE UND NACHBAREN	78
8.1 Verwandte	78
8.1.1 Unterstützungshilfe für Verwandte.....	79
8.1.2 Kinderbetreuung durch Verwandte.....	80
8.1.3 Soziale Kontakte mit den Verwandte.....	82
8.2 Nachbarn	83
8.2.1 Unterstützungshilfe für Nachbarn.....	84
8.2.2 Kinderbetreuung durch Nachbarn.....	85
8.2.3 Soziale Kontakte mit den Nachbarn.....	86
8.3 Analyse	88
9 RESÜMEE	90

10 QUELLENANGABEN	97
10.1 Literatur	97
10.2 Internetquellen	98
10.3 Abstract	99
ANHANG A: KURZDATEN DER GESPRÄCHSPARTNER	100
ANHANG B: TYPISCHE AUSDRÜCKE	104
ANHANG C: ABBILDUNGSVERZEICHNIS	105
ANHANG D: CURRICULUM VITAE	106
ANHANG E: ERKLÄRUNG ZUM SELBSTÄNDIGEN VERFASSEN DER ARBEIT	107

1 ABSTRACT

This diploma thesis analyzes the surviving strategies of the Austrian population from 1918 to 1938. The poverty of this time was mainly caused by the effects of the First World War.

Due to the shutdown of factories, the acute lack of raw materials and the New York stock market crash most people lost their work. These people affected by unemployment, could not satisfy their basic requirements. They could hardly afford to go to the doctor or pay for their residence.

The aim of this work is to study the behaviour of poor people living in the city and in the country using qualitative participating observation. For this field study free dialogs were performed with twenty different persons. Due to their own narratives the typical every day of the poor people could be analyzed.

Although the people had few money they were able to organize their life. Due to the life stories of the contemporary witnesses the people of this time did not feel unhappy or poor.

It is conspicuous that the life in the city was harder than in the country. There the social changes and technical acquisitions influenced strongly the daily life.

The interpretation of my field study shows that the population living in the time between the two World Wars did not only trust in welfare including free supply of coal or cheap peaces of meat, but people organized their lives on their own. For example women built a baking oven on the fields or men went to their relatives in the country to work on the fields. In return they received food.

2 EINLEITUNG

Diese Diplomarbeit beschäftigt sich mit dem Alltagsleben von Personen, die mir freundlicherweise erzählten, wie ihre Familien das auftretende Problem der Armut in der Zwischenkriegszeit bewältigten. „Es gibt laut Armutsbericht im Jahr 2008 in Österreich noch immer 400.000 Menschen, die unter der Armutsgrenze leben.“ (<http://www.armutskonferenz.at/armutskonferenz>)

Die Armut in der Zwischenkriegszeit wurde hervorgerufen, weil nach dem 1. Weltkrieg aufgrund von Überproduktion viele Fabriken ihre Arbeit einschränken oder einstellen mussten. Außerdem gerieten durch den New Yorker Börsenkrach die europäischen Banken in Turbulenzen und dies zog eine Massenarbeitslosigkeit nach sich. Dadurch kam es zu einer massiven strukturellen Arbeitslosigkeit. In den Jahren 1922 bis 1933 stieg die Arbeitslosigkeit auf über 20% der arbeitsfähigen Bevölkerung an. Viele Personen wurden ausgesteuert – das heißt sie verloren das Recht auf weitere Arbeitslosenunterstützung. (Steininger 1997: 99-115)

„Die Zahlen der Ausgesteuerten dürfte zuletzt etwa vierzig bis fünfzig Prozent über der Zahl der noch Unterstützten gelegen sein. Bereits Ende 1930 kam auf je vier Beschäftigte ein Arbeitsloser.“ (Otruba 1968: 21)

In dieser Arbeit werden die Biographien von Menschen, die in der Stadt lebten, und jenen die auf dem Lande lebten, beschrieben. Die Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen wurden in den Jahren 1905 bis 1929 geboren und es wird somit ihre Kindheit und Jugendzeit genau analysiert. Die Eltern der untersuchten Personen verdienten ihr Geld als Hilfsarbeiter und Hilfsarbeiterinnen, Arbeiter und Arbeiterinnen, kleine Angestellte oder kleine selbständig Tätige.

Folgende Themen werden im Detail behandelt: das Familienleben und die Berufe, die Ernährung, die Wohnsituation der Betroffenen, ihre Bekleidung und Religion, das soziale Leben, die Nachbarschaft, der Verkehr, die Politik, die Erziehung, die Medizin und das Freizeitverhalten. Es soll gezeigt werden, wie die Menschen dieser Zeit typisch handelten.

In der wirtschaftlich schweren Zeit gab es keine ausreichende soziale Hilfe und so mussten die von der Armut betroffenen Menschen individuell zur Selbsthilfe greifen. Auf eine selbstverschuldete Armut kann laut den Biographien nicht geschlossen werden. Damals gab es in ganz Europa schlechte wirtschaftliche Verhältnisse. Die Lebensläufe der Menschen sind vielfältig und ihre Handlungsstrategien sind unterschiedlich.

Arm sein wird als Einschränkung empfunden. Es bedeutet nicht nur wenig Geld zur Verfügung zu haben, sondern sich beispielsweise auch keinen Arzt zu leisten, die Wohnungskosten nur schwer aufzubringen, nur billige Nahrungsmittel zu erwerben, bei der Kleidung zu sparen oder keine Möglichkeit zu haben, Freunde und Freundinnen einzuladen. (Schulz 1984: 173)

Wenn junge Männer arbeitslos wurden, ergab sich für sie das schwerwiegende Problem, keine Ehefrauen zu finden. „Ohne Hackn, Geld und Mädln, bist der allerletzte Wedl“, schreibt Heinrich Dosedla in seiner Schilderung über die Zwischenkriegszeit. (Dosedla 2008: 111)

Den Politikern und Politikerinnen der Zwischenkriegszeit gelang es nicht, wirksame Mittel gegen die Arbeitslosigkeit zu finden. Dies führte, laut den Ausführungen von Herrn Professor Manoschek, zu einem Verlust des nach dem 1. Weltkrieg entstandenen Demokratiebewusstseins der Österreicher und der Österreicherinnen. (Politikvorlesung Professor Manoschek Sommersemester 2005)

Im Jahr 1919 gab es in Österreich 355.000 Arbeitslose, diese Zahl fiel bis 1922 auf 103.000 Personen und bis 1937 stieg die Zahl wieder auf 464.000 Personen an, die ohne ständigen Arbeitsplatz waren. (Stiefel 1979: 29)

Die einkommensschwächsten Personen der Gesellschaft betätigten sich laut Erzählungen meiner Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen als Straßensänger, Bettler, Lumpensammler, Kesselflicker oder als Scherenschleifer. Die Armutsbewältigung der Menschen wurde unterschiedlich gemeistert. Es wurden verschiedene Handlungsstrategien angewandt.

Aus dem Forschungsprotokoll ist zu entnehmen, was sich die Menschen der Zwischenkriegszeit nicht leisten konnten:

- Regelmäßiger Fleischgenuss war meist nur dem Familienerhalter möglich.
- Neue Kleider wurden aus alten Kleidern selbst genäht.
- Die Wohnungskosten waren für das Familienbudget sehr belastend.
- Urlaub wurde meist nur bei Verwandten gemacht.
- Man konnte sich kein Radio leisten, obwohl es damals schon das Röhrenradio gab.
- Nur Ärzte oder selbständig tätige Unternehmer besaßen ein Auto .
- Arztbesuche waren selten, es wurde hauptsächlich auf alte Hausmittel zurück gegriffen.

Forschungsfragen:

Folgende zwei Fragen interessierten mich in dieser Arbeit besonders:

- **„Wie sehen die Menschen die Armut der Zwischenkriegszeit aus heutiger Sicht?“**
- **„Welche unterschiedlichen Problemlösungsstrategien entwickelten die Leute?“**

Die weiteren Fragen ergaben sich erst im Laufe der Erzählungen durch Hinweise meiner Zeitzeugen:

- „Welche Wünsche hatte die Bevölkerung damals?“
- „Wie haben die Leute es sowohl in der Stadt als auch auf dem Land geschafft zu überleben?“
- „Wie meisterten sie diese schwere Zeit?“
- „Gibt es ein typisches Handeln in Notsituationen?“

3 QUALITATIVE METHODE

Diese Arbeit analysiert zahlreiche qualitative offene Gespräche mit Zeitzeugen und Zeitzeuginnen der Zwischenkriegszeit. Die qualitative Methode ist für das Sammeln, Beschreiben und Interpretieren von Gesprächen bekannt. „Das Wort Methode leitet sich vom Griechischen ab und ist demnach der Weg, der dorthin führt, auf dem ich ein bestimmtes Ziel erreiche oder zu einer angestrebten Erkenntnis komme.“ (Girtler 2004: 5)

Für diese Diplomarbeit wurde die Methode der freien Feldforschung gewählt und zwar im speziellen die teilnehmende Beobachtung. „Zuerst entwickelt der Forscher eine Forschungsfrage, ist aber offen für deren Modifikation.“ (Lamnek 2005: 320) Als Forschungsmethode dienen eroepische Gespräche, wobei ich während der Forschung immer wieder auf neue Aspekte aufmerksam gemacht wurde und so neue Fragen stellen konnte. Unter eroepischen Gesprächen versteht man solche, die unbeeinflusst geführt werden. „Im Eigenschaftswort eroepisch stecken die altgriechischen Wörter eromai für fragen, befragen und nachforschen und eipon für erzählen beziehungsweise Epos für Erzählung, aber auch für Götterspruch.“ (Girtler 1998: 150) Ich ließ meine Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen frei ihre Lebensgeschichten erzählen.

Meine Fragen wurden offen gestellt und ergaben sich erst im Laufe der Gespräche. Auf einen Fragebogen wurde mit Absicht zugunsten von Offenheit im Gespräch verzichtet und somit wurden keine standardisierten Instrumente verwendet. Ich besuchte auch die Orte des Geschehens, die in Österreich liegen, also die Lebensräume, in denen die Erforschten in der Zwischenkriegszeit gewohnt hatten. Professor Dr. Girtler macht in seinen Forschungsanleitungen zur qualitativen Methode darauf aufmerksam, dass man als guter Forscher „keine Verandasoziologie“ (von der Veranda aus) betreiben soll. (Girtler 2004: 9) Man muss ins Feld hinaus gehen und so besuchte ich auch die betroffenen ländlichen Bereiche in Niederösterreich, Oberösterreich und dem Burgenland. Um die Arbeit übersichtlich zu gestalten, gebe ich als nächsten Punkt eine kurze Übersicht über die Biographien der Menschen, mit denen ich ein freies Gespräch führen durfte.

Dankenswerter Weise standen mir zwanzig Personen zur Verfügung. Jeder und jede von ihnen waren freundlich und am Gespräch interessiert.

Frau Aloisia wurde im Jahre 1924 in Gloxwald in Oberösterreich geboren. (2 Geschwister)

Frau Elfriede wurde 1922 in Wien geboren. (4 Geschwister)

Frau Emma wurde 1929 in Neufeld im Burgenland geboren. (7 Geschwister)

Herr Erich wurde 1917 in Wien geboren. (1 Schwester)

Frau Erna wurde 1926 in Wien geboren. (2 Geschwister)

Herr Franz wurde 1926 in Rems in Niederösterreich geboren. (keine Geschwister)

Frau Gisela wurde 1925 in Kobersdorf im Burgenland geboren. (8 Geschwister)

Herr Hans wurde 1922 in Wien geboren. (1 Bruder)

Herr Hansi wurde 1925 in Wien geboren. (2 Geschwister)

Frau Helli wurde 1921 in Wien geboren. (2 Geschwister)

Frau Hilde wurde 1928 in Türnitz in Niederösterreich geboren. (5 Geschwister)

Frau Ilse wurde 1925 in Reichenberg in der Tschechoslowakei geboren. (keine Geschwister)

Frau Irma wurde 1923 in Wien geboren. (2 Geschwister)

Frau Justine wurde 1922 in Wien geboren. (5 Geschwister)

Herr Leopold wurde 1905 in Gmunden in Oberösterreich geboren. (keine Geschwister)

Frau Resi wurde 1921 in Wien geboren. (1 Bruder)

Herr Rudi wurde 1918 in Wien geboren. (1 Schwester)

Herr Rudi Johann wurde 1925 in Wien geboren. (1 Bruder)

Frau Therese wurde 1917 in Wien geboren. (keine Geschwister)

Frau Uschi wurde 1919 in Magdeburg in Ostdeutschland geboren. (keine Geschwister)

„Qualitative Sozialforschung versteht sich im Gegensatz zur quantitativen Methode nicht als Hypothesen prüfendes, sondern als Hypothesen generierendes Verfahren.“
(Lamnek 2005: 21)

Soziologen und Soziologinnen begegnen Personen in Gesprächen mit Respekt. Sie wollen keine Richter und Richterinnen sein, sondern nur Zeugen und Zeuginnen.
(Girtler 2004:81)

Professor Dr. Girtler stellte 10 Gebote zur Gesprächsführung auf, die ich versuchte zu beachten.

„Die 10 Gebote der Feldforschung lauten:

1. Du sollst einigermaßen nach jenen Sitten und Regeln leben, die für die Menschen, bei denen du forschst, wichtig sind.
2. Du sollst zur Großzügigkeit und Unvoreingenommenheit fähig sein, um Werte zu erkennen und nach Grundsätzen zu urteilen, die nicht die eigenen sind.
3. Du sollst niemals abfällig über deine Gastgeber und jene Leute reden und berichten, mit denen du Bier, Wein, Tee oder sonst etwas getrunken hast.
4. Du sollst dir ein solides Wissen über die Geschichte und die sozialen Verhältnisse der dich interessierenden Kultur aneignen.
5. Du sollst dir ein Bild von der Geographie der Plätze und Häuser machen, auf und in denen sich das Leben abspielt, das du erforschen willst.
6. Du sollst, um dich von den üblichen Reisenden zu unterscheiden, das Erlebte mit dir forttragen und darüber möglichst ohne Vorurteile berichten.
7. Du sollst die Muße zum „eroepischen“ (freien) Gespräch aufbringen.
8. Du sollst dich bemühen deine Gesprächspartner einigermaßen einzuschätzen.
9. Du sollst dich nicht als Sozialpartner aufspielen.
10. Du musst eine gute Konstitution haben, um dich am Acker, in stillen Kneipen, in der Kirche, in noblen Gasthäusern, im Wald, im Stall, auf staubigen Strassen und sonst wo wohl zu fühlen.“ (Girtler 2004 : 3f)

Die Hauptkriterien in der Gesprächsführung sind dem Menschen mit Achtung, ohne Vorurteile und mit Unvoreingenommenheit gegenüberzutreten. Im Laufe dieser Diplomarbeit beschreibe ich Gespräche mit damals lebenden Zeitzeugen und Zeitzeuginnen und interpretiere diese. Ich stütze dabei meine Informationen auf Tonbandaufnahmen, die ich nach der Befragung transkribierte. (Girtler 2004)

Die Personen wurden in ihrer natürlichen Lebenssituation beobachtet. Es wurde ein Gesprächs- und Beobachtungsprotokoll verfasst. Teilweise besuchte ich die Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen in ihren Wohnungen. Manche leben seit ihrer Geburt am gleichen Ort und an der Wohnungseinrichtung wurde oft nur wenig

verändert. Ein Nachfolgegespräch führte ich mit Personen, wo es aufgrund ihres allgemeinen Gesundheitszustandes möglich war, bei einer Jause bei mir zuhause.

Einige Leute besuchte ich im Altersheim, beziehungsweise „Frau Helli“ stattete ich einen Besuch im Allgemeinen Krankenhaus ab. In einem zweiten Gespräch klärte ich noch offene Fragen um beispielsweise meine Interpretationen aus dem ersten Gespräch absichern zu können. Es soll in der Diplomarbeit gezeigt werden wie die Menschen der Zwischenkriegszeit typisch handelten. Mich interessierte besonders, ob sie sich damals als arm einschätzten.

Der Fachmann für Sozialversicherungsfragen wurde mir von der Pensionsversicherungsanstalt empfohlen. Er konnte mir über die Arbeitslosenversicherung und Pensionsversicherung der Zwischenkriegszeit genaue Auskunft geben.

Als erste Gesprächspartnerin wurde die Mutter meiner besten Freundin „Frau Resi“ gewählt und die weiteren Gespräche kamen durch Weiterempfehlung der jeweiligen Gesprächspartnerin oder des jeweiligen Gesprächspartners zustande. Diese Methode wird in der herkömmlichen soziologischen Methodenlehre als „Schneeballverfahren“ bezeichnet. Wenn man aus weiteren Gesprächen keine neuen Erkenntnisse mehr bekommt, kann man die Untersuchung abschließen. Die Schwierigkeit in der qualitativen Forschung ist die Interpretation. „Die soziale Realität ist immer eine interpretierte, das heißt auch die Kommunikationsinhalte als Ergebnis der Erhebung bedürfen der Interpretation, der Bedeutungszuweisung.“ (Lamnek 2005: 320) Im abschließenden Resümee werden die Interpretationen aus dem Forschungs- und Beobachtungsprotokoll zusammengefasst.

4 GESCHICHTLICHE HINTERGRÜNDE

4.1 Politik der Jahre 1918 - 1938

Die Zwischenkriegszeit in Österreich war eine turbulente Zeit und die Menschen waren politisch sehr motiviert. Diese Zeit war durch eine schlechte wirtschaftliche Lage gekennzeichnet. Viele Menschen führten in dieser Zeit ein bescheidenes Leben und mussten erfinderisch und spitzfindig sein um überleben zu können. (Mitschrift Prof. Manoschek 2005)

„Nach dem Zusammenbruch der Monarchie und dem damit verbundenen Verlust der ökonomischen Integration mit den Nachfolgestaaten im Osten und Südosten war Österreichs Wirtschaft vor schwere Probleme gestellt.“ (Dachs 1991: 501)

1910 umfasste die österreichisch-ungarische Monarchie noch 51 Millionen Menschen. Nach der neuen Staatsgründung im Jahre 1918 schrumpfte die Bevölkerung auf „6,5 Millionen Menschen in Restösterreich, es lebten nicht weniger als ein Viertel davon im sogenannten Wasserkopf von Wien.“ (Dosedla 2008: 55)

Vor dem Krieg war Wien Residenzstadt der Monarchie und beheimatete 12 Nationalitäten. Wien umfasste 1910 2,083.630 Einwohner und Einwohnerinnen und 1923 waren es noch 1,918.720 Menschen, die hier wohnten. (<http://www.gv.at>)

Herr Erich aus Wien erklärt mir:

„Österreich war ein Staat, den niemand wollte. Die meisten Österreicher und Österreicherinnen glaubten nicht an die Überlebensfähigkeit ihrer Heimat. Viele Menschen wünschten sich den Anschluss an Deutschland. Durch den Friedensvertrag von St. Germain war diese Forderung nicht erfüllbar.“

Es wurden in den Jahren 1918–1920 viele Sozialleistungen für die Menschen errungen und 1919 wurde die Todesstrafe abgeschafft. Die neuen sozialen Gesetze sind

als „Hanuschgesetze“ bekannt. Ferdinand Hanusch war damals Staatssekretär für soziale Verwaltung. (Mitschrift Prof. Manoschek 2005)

Der Fachmann von der Pensionsversicherung erklärt mir:

„Im Kampf gegen die Armut waren die sozialen Reformen für die Bevölkerung sehr wichtig. Dazu gehörten die Invalidenfürsorge, die staatliche Arbeitslosenunterstützung, der Achtstundentag in Fabriken, die Einführung von Betriebsräten, der bezahlte Urlaub für Arbeiter und die Gründung der Kammer für Arbeiter und Angestellte.“ (Herr Nechansky von der Pensionsversicherung))

Kaiser Karl I verzichtete 1918 auf die Staatsgeschäfte und emigrierte 1919 in die Schweiz. „Bis 1920 gab es eine Koalition zwischen den Christlich Sozialen und den Sozialdemokraten, die dann abgelöst wurde von einer Koalition zwischen den Christlich Sozialen und den Großdeutschen.“ (Mitschrift Prof. Manoschek 2005)

Frau Irma erzählt mir, dass in Österreich eine große Inflation herrschte. Die Menschen sahen sich oft gezwungen Wertgegenstände gegen Lebensmittel einzutauschen oder sie versetzten Schmuck um die Miete bezahlen zu können. Frauen mussten sich Verdienstmöglichkeiten suchen. An Wohnungssuchende wurde vorübergehend auch eine Schlafstelle vermietet.

„Diese Personen wurden als Bettgeher bezeichnet“, erzählt mir Frau Irma.

„Ein Land, das keine Kohle habe, nicht ausreichend Lebensmittel im eigenen Land erzeugen könne, auch keine größere Exportindustrie besitze, könne nicht selbstständig existieren - so Otto Bauer im Juli 1919 - ein solches Land würde im Dienste fremder Kapitalisten ein Leben der Knechtschaft, der Not und des Elends führen.“ (Steininger et al 1997: 102)

Durch die Genfer Sanierung Ende 1922 erhielt Österreich von den Staaten des Völkerbundes eine Anleihe von 650 Millionen Goldkronen auf eine Laufzeit von 20 Jahren. In Österreich wollte man unter Bundeskanzler Ignaz Seipel den Staat gesund

schrumpfen lassen. Dies erforderte den Abbau von zahlreichen Arbeitsstellen im Staatsdienst.“ (Dosedla 2008: 113-116)

Um die Sicherung der Stabilität der Währung gewährleisten zu können wurde die Österreichische Nationalbank gegründet. *„Im Dezember 1924 tauschte die Österreichische Nationalbank erstmals alte Papierkronen in Schilling um, im Verhältnis 1:10.000. Ein Schilling entsprach somit dem Wert von 10.000 Papierkronen“*, berichtet mir im Gespräch Herr Erich.

„Die Spareinlagen verdreifachten sich und es kam zu einer allgemeinen Verbesserung der Einkommensverhältnisse in der 2. Hälfte der 1920er Jahre.“ (Kernbauer 1991: 202f)

Die Konjunktur in Österreich erholte sich in den Jahren von 1924 bis 1929. „Trotz beachtenswerter Einzelerfolge blieb Österreich in all diesen Jahren ein strukturelles Schuldnerland, dessen Handelsbilanzdefizit – mit Ausnahme des Jahres 1925 - stets über eine Milliarde Schilling betrug.“ (Otruba 1968: 19) Im Jahr 1929 setzte in Österreich eine große Depression ein. „Durch den Zusammenbruch der Creditanstalt wurde die Weltwirtschaftskrise auch in Österreich spürbar. Viele Arbeiter und Arbeiterinnen wurden zu diesem Zeitpunkt arbeitslos. Die Probleme der Weltwirtschaftskrise zu lösen war so schwierig, weil Politiker und Politikerinnen und Ökonomen keine Erfahrung mit so einer Krise hatten und glaubten, dass sich ein freier Markt von selbst regelt.“ (Mitschrift Prof. Manoschek 2005)

„Die Pläne für eine Demokratisierung wurden durch das wirtschaftliche Elend der Nachkriegszeit stark beeinträchtigt. Der Wille zum innerpolitischen Frieden soll niemand abgesprochen werden, die Machtansprüche der Parteien wurden nicht demokratisch, sondern mit Waffengewalt ausgetragen.“ (Kleindel 1984: 477) Es gab in Österreich noch genügend Waffen, die aus den Waffenlagern des 1. Weltkrieges übrig geblieben waren.

1927 wurden Neuwahlen durchgeführt und es kam zu einer Wahlniederlage der Regierungsparteien. Die politische Auseinandersetzung eskalierte. Nach den 1918 eingeführten Sozialleistungen „folgten im Kontext der politischen Veränderungen in

den dreißiger Jahren zum Teil einschneidende sozialpolitische Rückschläge.“ (Dachs et al 1991: 845)

Am Höhepunkt der Wirtschaftskrise waren bei einer Gesamtbevölkerung von ungefähr 6,6 Millionen 700.000 Menschen in Österreich arbeitslos. Das waren ungefähr 38% und nur noch 40% dieser Leute bezogen Notstandsunterstützung. Diese Arbeitslosigkeit führte zu einem drastischen Rückgang des Konsums. (Steininger et al. 1997: 154)

Ab 1931 war ein steigender Einfluss der Heimwehr in Österreich zu vermerken. Sie war es, die die „demokratisch als rot empfundene Republik ablehnte und durch einen autoritären Staat ersetzen wollte.“ (Gehler/Steininger 1997: 115) Das Klima zwischen den Parteien war gewaltbereit.

Ende 1932 wurde in Österreich der Freiwillige Arbeitsdienst eingeführt. Dieser hatte ethische Gründe. Er sollte „die durch den wirtschaftlichen Tiefstand zur Arbeitslosigkeit verdamnte Jugend einer Beschäftigung zuführen, ihr somit einen Lebenssinn geben.“ (Stiefel 1979: 86)

Im März 1933 kam es zur Ausschaltung des Parlamentes. „Am 25. 3.1933 verbot die Regierung den Republikanischen Schutzbund in ganz Österreich, am 30. und 31.3. wurde der Bund aufgelöst, blieb aber illegal bestehen.“ (Kleindl 1984: 507)

In einer Rede auf dem Wiener Trabrennplatz tritt Bundeskanzler Engelbert Dollfuß für einen Ständestaat ein:

„Die Zeit des kapitalistischen Systems, die Zeit kapitalistischer liberalistischer Wirtschaftsordnung ist vorüber, die Zeit marxistischer materialistischer Volksverführung ist gewesen! ...wir wollen den sozialen, christlichen, deutschen Staat Österreich auf ständischer Grundlage unter starker autoritärer Führung, das heißt, Führung durch verantwortungsbewusste Männer.“ (Kleindl 1984: 508) Es gab auch zahlreiche nationalsozialistische Gewalttaten. Aus diesem Grund führte man am 10. November 1933 „die 1919 abgeschaffte Todesstrafe wieder ein.“ (Kleindl 1984: 509)

„Strukturelle Dauerarbeitslosigkeit wurde zur Massenerscheinung, das soziale Gewicht der organisierten Arbeiterschaft innerhalb der österreichischen Gesellschaft wurde zunehmend geringer.“ (Gehler/Steininger 1997: 154) Dies führte zu einem starken Anstieg der Kurzarbeit. Von der andauernden Krise mit Einkommensverlusten waren nicht nur die unteren Schichten, sondern auch Bauern, Handwerker, Einzelhändler und die freie Berufe betroffen. 1933 erreichte die Arbeitslosigkeit mit „557.000 (21,7%) Menschen im Jahresdurchschnitt den Höhepunkt. Obwohl man Maßnahmen gegen Doppelverdiener (wenn der Mann Arbeit hatte, dann durfte die Frau nicht ebenfalls berufstätig sein) ergriff, Kurzarbeit einführte und Beschäftigungsprogramme (Arbeitsdienst, produktive Arbeitslosenfürsorge) entwarf, konnte die Arbeitslosigkeit bis 1937 (464.000) nicht wesentlich verringert werden und war eine der Ursachen für den Erfolg des Nationalsozialismus.“ (<http://aeiou.iicm.tugraz.at/aeiou.encyclop.a/a675213.htm>)

„1934 bekam Österreich eine neue Verfassung. Es gab keine allgemeinen Wahlen mehr und das gesetzgebende Organ war autoritär. Volkssouveränität bestand grundsätzlich noch, eine Volksabstimmung fand allerdings in der Zeit von 1934-1938 nicht statt.“ (Allgemeine Mitschrift Ucakar 2005: 20) In der Folge entstand in Österreich von 1934 bis 1938 ein christlicher Ständestaat. Arbeitslos zu sein, war besonders in der Zeit des Ständestaates eine Schande und verachtenswert. Otto Maier bestätigt in seinen Vorstellungen über einen Ständestaat bereits 1923: „Ein Staat, dessen arbeitsfähige und arbeitswillige Bürger arbeitslos, obdachlos und brotlos sind, ist schwerkrank.“ (Maier 1923: 5)

Der autoritäre Ständestaat verbot alle Parteien und die Gewerkschaften. Am 25.7.1934 wurde Dollfuß während eines nationalsozialistischen Putschversuches ermordet und bereits vier Tage später wurde Kurt von Schuschnigg der neue Bundeskanzler. Mein Gesprächspartner Herr Erich meint:

„Die Österreicher hatten die Gefahr, die von den Nationalsozialisten ausging, unterschätzt, und so kam es am 13.3.1938 zum Einmarsch deutscher Truppen in Österreich. Wir waren begeistert und glaubten, dass damit die Armut zu Ende sei. Aber es kam anders.“

4.2 Sozialversicherung der Jahre 1918-1938

Ich konnte einen kompetenten Fachmann finden, der über die Sozialversicherung der Zwischenkriegszeit genau Bescheid weiß. In der Pensionsversicherung der Angestellten empfahl man mir Herrn Peter Nechansky, der prompt zu einem Gespräch bereit war. Er wirkte bis zu seiner Pensionierung im Jahre 2005 als Ombudsmann der Pensionsversicherung der Angestellten. Am 20.8.2008 erfolgte ein Gespräch mit dem Fachmann über Fragen der Sozialversicherung betreffend die Jahre 1918 bis 1938.

Herr Nechansky schilderte mir wie die Bestimmungen zur Arbeitslosenversicherung in der Zwischenkriegszeit geregelt waren. Er erklärte mir, dass die sozialen Zuwendungen auf dem Arbeitslosengesetz des Jahres 1920 begründet waren. Weiters sagt er:

„Die Sozialversicherung für Arbeitslose begünstigte Personen, die im letzten Jahr vor der Arbeitslosigkeit mindestens 20 Wochen in einem versicherungspflichtigen Beschäftigungsverhältnis standen. Die Geldleistung wurde anfangs höchstens 12 Wochen gewährt, durch zahlreiche Gesetzesänderung wurde die Dauer der Unterstützung auf 30 Wochen, das entspricht einem gutem halben Jahr verlängert. Außerdem musste die Person arbeitswillig sein und die Unterstützung unbedingt brauchen. Die Höhe des Arbeitslosengeldes war davon abhängig, ob es ein Alleinverdiener oder eine Einzelperson war. Nach den 30 Wochen bekam man eine Notstandsunterstützung. Über diese Unterstützung entschied eine Kommission. Durch das Ansteigen der Arbeitslosenzahlen wurden die gesetzlichen Bestimmungen wieder verschärft. Im Extremfall kam es sogar zu Aussteuerungen, das heißt es gab keine Unterstützung vom Arbeitsamt mehr.“ (Diese Erzählungen können nachgelesen werden in der Geschichte der gesetzlichen Altersversorgung in Österreich der Pensionsversicherungsanstalt aus 2006)

Weiters interessierte mich noch, ab welcher Zeit es eine Altersversorgung in Österreich gab. Herr Nechansky wusste zu berichten:

„Vor dem 1.1.1909 gab es nur eine Altersversorgung für Staatsbeamte und bei den Arbeitern eine Versorgung für Beschäftigte in Staatsbetrieben oder im Bergbau. Das Pensionsversicherungsgesetz für Privatangestellte wurde 1906 beschlossen und trat mit 1.1.1909 in Kraft. Arbeiter konnten in dieser Zeit nur eine Armenunterstützung erhalten. Personen, die kein Heimatrecht besaßen, erhielten keine Armenunterstützung. Das Heimatrecht regelte die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gemeinde und konnte durch die Ausstellung eines Heimatscheines nachgewiesen werden. Von 1939 bis 1945 wurde das Heimatrecht aufgehoben und wurde dann durch die Staatsbürgerschaft ersetzt. Für die Armenunterstützung und Armenpflege waren die Gemeinden zuständig. Die Krankenversicherung gab es für Bundesbedienstete ab 1920, für Angestellte ab 1926 und für Arbeiter ab 1927. Am 1.4.1927 wurde die Altersversorgung für Arbeiter beschlossen, aber sie trat wegen der damit verbundener Klauseln nie in Kraft. Zwei wesentliche Punkte hätten nämlich eintreten müssen. Es durften nicht mehr als 100.000 Personen im Land arbeitslos sein und die wirtschaftliche Lage des Staates hätte eine Auszahlung der Pensionen möglich machen müssen. Im Oktober 1927 wurde eine provisorische Altersfürsorge eingeführt. Sie sollte in Fällen von besonderer Härte helfen. Die Altersfürsorgerente betrug zwei Drittel der Höhe der Arbeitslosenunterstützung und war für österreichische Staatsbürger ab Vollendung des 60. Lebensjahres möglich. Schließlich trat mit 1.7.1927 das Angestelltenversicherungsgesetz in Kraft. Es brachte eine Erschwerung der Anspruchsvoraussetzungen. Ab 1935 gab es ständig Leistungskürzungen und man führte den Abzug eines Krankenversicherungsbeitrages ein. Durch den Anschluss Österreich an das nationalsozialistische Deutschland wurde anstelle der österreichischen Gesetze die Reichsversicherungsordnung übernommen. Somit erhielten die Arbeiter in Österreich ab 1.1.1939 eine Alters-, Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung.“ Ich bedanke mich für die interessanten ausführlichen Erklärungen ganz herzlich.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass ausgesteuerte Personen besonders armutsgefährdet waren, da sie jeden weiteren rechtlichen Anspruch auf finanzielle Unterstützung damit verloren. Der Pensionsanspruch für Arbeiter und Arbeiterinnen wurde in der Zwischenkriegszeit nie wirksam.

5 SCHLECHTERSTELLUNG VON PERSONEN DURCH ARMUT

5.1 Begriffserklärung von Armut

Armut ist ein subjektiv empfundener Begriff, denn es kann sich sowohl ein Bettler, als auch ein Manager arm fühlen. Die Armutskonferenz definiert Armut wie folgt:

„Arm ist nicht nur, wer in Pappschachteln am Bahnhof übernachten muss, sondern wer am Alltagsleben nicht teilnehmen kann.“

(http://www.armutskonferenz.at/armutskonferenz_mindestsicherung08.htm)

Die Armutsforschung beschäftigte sich in ihren Anfängen mit den Auswirkungen der industriellen Revolution auf die arbeitenden Menschen. Eine besondere Stellung nimmt hier die Kinderarbeit ein. Die Kinder mussten zum Beispiel in den Anfängen des 19. Jahrhunderts unter schwierigsten Bedingungen in den englischen Kohlebergwerken und Baumwollspinnereien arbeiten. Herr Neurath beschreibt diese erbärmliche Situation: „In den Baumwollspinnereien von Lancashire am Anfang des 19. Jahrhunderts arbeiteten Kinder von sechs und sieben Jahren 14 Stunden am Tag, 6 Tage in der Woche.“ (Schulz 1998: 112) Wolfgang Schulz berichtet dann in seiner Einführung in die Soziologie weiter:

„Angekettet in Geschirr und Gürtel wie Hunde, die Karren ziehen, schwarz vom Kohlenstaub, schweiß gebadet, mehr als halb nackt, auf ihren Händen und Füßen dahin kriechend die schwere Last hinter sich herziehend, bieten sie einen Anblick, unbeschreiblich Ekel erregend und widernatürlich.“ (Schulz 1998: 112f)

Bedeutende Soziologen wie Friedrich Engels, Karl Marx und Max Weber beschäftigten sich mit den Arbeitsbedingungen von Arbeitern und Arbeiterinnen und den Problemen von Armut. Bereits 1845 erforschte Friedrich Engels die Lage der arbeitenden Klasse in England. Er machte die fortschreitende Industrialisierung dafür

verantwortlich, dass immer mehr Menschen keine Arbeit fanden. Durch den Einsatz von Maschinen wurde die menschliche Arbeitskraft nicht mehr benötigt. Karl Marx spricht in seinem Werk „Das Kapital“ von der besitzenden und besitzlosen Klasse. Der Arbeiter arbeitet unter der Kontrolle des Kapitalisten, dem seine Arbeitskraft gehört. Der Kapitalist passt auf, dass die Arbeit ordentlich durchgeführt wird. Karl Marx ruft zum Klassenkampf auf. Dieser soll eine Revolution auslösen und das Privateigentum abschaffen. Die Prognosen von Karl Marx sind nicht eingetroffen. (Schulz 1984: 114-118)

Auch Max Weber ist der Meinung, dass arm sein durch Klassenunterschiede entsteht und jeder die Chance hätte seine Lage zu verbessern. Max Weber verbindet die kapitalistische Lebensweise mit dem Protestantismus. Er geht von empirischen Untersuchungen aus, dass es unter Kapitalbesitzern einen hohen Anteil an Protestanten gibt. In seinem Werk: „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ kommt er zur Erkenntnis, dass „der Reiche auserwählt und der Arme verdammt ist.“ (Schulz 1984: 114)

Wolfgang Schulz unterscheidet zwei Arten von Armut: Er spricht von absoluter und relativer Armut. Um die beiden Begriffe zu unterscheiden hat man den Begriff der Existenzgrenze eingeführt. Menschen deren Einkommen unterhalb dieser Grenze liegen, fallen in die Kategorie der absoluten Armut.

„Personen sind von Armut betroffen, wenn sie am oder unterhalb des Existenzminimums leben oder relativer Benachteiligung ausgesetzt sind. Absolute Armut wird an der Erfüllung minimaler Bedürfnisse definiert. Relative Armutsdefinitionen gehen von der Schlechterstellung eines Individuums im Vergleich zur übrigen Gesellschaft aus. Hierbei sind ein oder mehrere Kriterien einzubeziehen.“ (Schulz 1984: 183)

Das Empfinden von Armut hängt damit zusammen in welcher Gesellschaft man aufwächst. „Für arme Menschen in reicheren Gesellschaften ist ihre Lebenssituation meist schwerer zu ertragen, weil jene Personen stärker von der Teilnahme am gesellschaftlichen Leben (Warenhausbesuch, Gasthausbesuch, Kinobesuch, ordentliche Kleidung) ausgeschlossen sind.“ (Schulz 1984: 173)

5.2 Neue Theorien der Armut

Es gibt zwei verschiedene gegensätzliche Ansätze in der Armutforschung. Die einen behaupten, dass das Gewinnstreben der kapitalistischen Gesellschaft an der Armut schuld ist, die anderen sagen, dass die Armen selbst an ihrer Lage schuld sind.

Amartya Sen beschäftigt sich in neueren Forschungen mit der Lebensqualität von Menschen. Sie ist der Meinung, dass das Leben „von der Befriedigung elementarer Bedürfnisse wie ausreichende Ernährung, gute Gesundheit, lange Lebensdauer, aber auch darüber hinaus gehende Bedürfnisse wie Glück, Selbstachtung und Teilnahme am gesellschaftlichen Leben“ abhängt. (Sen 1992: 37)

Arbeitslos zu sein bringt oftmals nicht nur finanzielle Einbußen, sondern auch psychische Probleme mit sich. Arbeitslosigkeit läuft in Stufen ab, es ist als ein Prozess zu verstehen. Diese Ansicht wird von Serge Paugam in seinem Buch „Die elementaren Formen der Armut“ bestätigt.

„Die Ergebnisse dieser Feldforschung führen zu dem Schluss, dass Armut heute weniger ein Zustand als ein Prozess ist.“ (Paugam 2008: 73) Serge Paugam stellt eine Typologie der Armut auf und unterscheidet zwischen den Idealtypen der integrierten Armut, der marginalen Armut und der disqualifizierenden Armut. Die integrierte Armut betrifft eine breite Bevölkerungsschicht und kommt in einer homogenen Gesellschaft vor. Die Menschen haben einen niedrigen Lebensstandard, jedoch erfolgt eine solidarische Hilfe durch Familie, Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft. Es wird nur wenig sozialstaatliche Hilfe gewährt. Die Armen akzeptieren ihr Schicksal als einen normalen Zustand. Diese Form der Armut kommt in traditionellen Gesellschaften vor und diese Theorie ist auch für die Zwischenkriegszeit anwendbar.

Die marginale Armut betrifft nur eine Randgruppe der Gesellschaft. „Der soziale Status der als unangepasst geltenden Personen ist äußerst niedrig. Die sozialstaatliche Intervention, deren Objekt sie sind, verstärkt bei Ihnen das Gefühl, der Bodensatz der

Gesellschaft zu sein.“ (Paugam 2008: 116) Diese Armut ist in modernen industrialisierten Gesellschaften zu finden.

Bei der disqualifizierenden Armut gelangen immer mehr Menschen in Abhängigkeit vom Sozialstaat. Sie leben in einer heterogenen modernen Gesellschaft, wo große soziale Unterschiede bestehen. Die solidarische Hilfe durch die Familie ist schwächer als bei der integrierten und marginalen Armut. „Die disqualifizierende Armut ruft kollektive Ängste hervor.“ (Paugam 2008: 117) Die Menschen befürchten ihren Arbeitsplatz zu verlieren und dann ebenfalls der Gruppe der Armen anzugehören.

Das typische Verhalten von Arbeitslosen ist geprägt von Herabsetzung des Selbstwertgefühles. „Arbeit vermittelt Anerkennung und trägt zur personalen Identität bei. Die Anforderungen durch die Arbeit leisten einen Beitrag zur Persönlichkeitsentwicklung.“ (Ackermann 1997: 13) Bei Arbeitslosigkeit geht die Zeiteinteilung, die durch die Arbeit vorgegeben ist, verloren. Durch das Fehlen von Kontakten zur Umwelt entsteht eine Vereinsamung. „Mit Armut verbindet sich sozialer Abstieg, Hilflosigkeit, Herrschaft anderer über die eigene Person, Prestige - und Machtverlust.“ (Dietz 1997: 14)

Die Armutforschung unterscheidet zwischen sogenannter „traditioneller Armut“, die sich weitervererbt und „struktureller Armut“, die den Menschen überrascht und durch schlechte wirtschaftliche Verhältnisse hervorgerufen wird.

Der Begriff Kultur der Armut geht auf Oscar Lewis zurück. Der Anthropologe Lewis beschrieb im Jahr 1967 eine traditionelle Form von Armut. Er führte seine Feldstudien in südamerikanischen Slums durch und berichtet über die Lebensstrategien der betroffenen Personen. Die Biographien der beschriebenen Familienmitglieder weisen Ähnlichkeiten auf. So geht er im Detail auf die Überlebensmöglichkeiten von armen Personen im südamerikanischen Raum ein. (<http://www.philso.uni-augsburg.de/lehrstuehle/soziologie>)

Oscar Lewis zeigt in „Ein Tod in der Familie Sanchez“ das Leben einer mexikanischen Familie und welche Rolle der Tod im Leben von armen Menschen

spielt. „Arme Leute gehören nicht in den Himmel, sie müssen schon dankbar sein, wenn sie unter die Erde kommen.“ (Lewis 1963: 8)

Lewis beschreibt die Arbeitslosigkeit folgendermaßen: „Sie ist auch ein dynamischer Faktor, der die umfassende Nationalkultur beeinflusst und eine Art Unterkultur darstellt.“ (Dietz 1997: 91) Die Armut setzt sich immer wieder fort und die Menschen sind selbst daran schuld.

Bei der strukturellen Arbeitslosigkeit, die in der Zwischenkriegszeit vorherrschte, sind allgemein gesprochen besonders die unteren und mittleren Schichten von Geldknappheit betroffen. Nach dem Ersten Weltkrieg war die industrielle Produktion noch immer auf die Größe der Monarchie ausgerichtet. Die Wirtschaft litt unter großem Rohstoffmangel, denn die wichtigen Braunkohlevorkommen befanden sich im ausländischen Tschechien. Man versuchte schon damals durch Kurzarbeit Arbeitsplätze zu retten. Außerdem wurden in Staatsbetrieben viele Arbeitsplätze gestrichen. (Dosedla 2008: 50-78)

Herr Hans aus Wien kann sich an eine Notstandshilfe von 2,50 Schilling pro Tag erinnern. Er berichtet:

„Für das tägliche Leben blieben in unserer Familie pro Tag und Person oft nur einige Groschen über. Es gab für bedürftige Personen Unterstützungen in Form von kostenlosen Kohleaktionen und verbilligtem Fleischbezug. Beim Stempeln gehen (melden am Arbeitsamt) bekam man manchmal als Zugabe Lebensmittel. Außerdem erhielten Schulkinder eine gratis Ausspeisung. Die Regierungen wollten den Staat gesund sparen. Damals wurden in Wien auch viele Selbstmorde verübt, da manche Leute keinen Ausweg aus der Not wussten.“

5.3 Die Marienthal-Studie

Die Arbeitslosenstudie von Marienthal sollte das typische Verhalten von Personen, die ihren Arbeitsplatz verloren, untersuchen. Diese Feldforschungsstudie wurde von Marie

Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel im Zeitraum von November 1931 bis Mai 1932 durchgeführt. Die Marienthal-Studie zeigt, dass der Beschäftigungsverlust für die Menschen nicht nur materielle Sorgen, sondern auch seelische Probleme bringt. Durch die Schließung der Textilfabrik in Marienthal wurden zum gleichen Zeitpunkt 80% der Bevölkerung des Ortes arbeitslos.

Wenn man den Ort heute besichtigt, dann sind Teile der Arbeitersiedlung noch gut erhalten. Marienthal ist ein Ortsteil von Gramatneusiedl und liegt südöstlich von Wien. Der Ort entstand rund um eine Fabrikanlage und liegt an einem Fluss und zwar der Fischa-Dagnitz. Entlang der Hauptstrasse befinden sich einstöckige Gebäude. Die Wohneinheiten haben eine Fläche von 30 m². Durch einen Aufgang kann man die Wohnungen im Obergeschoss erreichen. Die Wohnungen im Erdgeschoss sind direkt zugänglich. Sie wurden teilweise in den Jahren 1988 bis 1989 renoviert und sind derzeit auch bewohnt. Vor den Unterkünften befindet sich jetzt ein kleiner Vorgarten mit Rosen. Jeder Wohnung wurde ein gegenüberliegendes Brennstofflager zugeteilt. Heute dienen diese Lager als Abstellräume für Räder und Lebensmittel. Ich konnte bei einer Familie, wo die Eingangstüre offen stand, einen Einblick in den Wohnbereich bekommen. Das Zimmer wirkte auf mich sehr einfach, gemütlich, ordentlich zusammengeräumt und zweckgebunden. Der Raum, in den ich Einblick hatte, war sicher als Startwohnung gedacht und wurde von zwei jungen Leuten bewohnt.

Bei meinem Spaziergang durch Marienthal entdeckte ich eine Erinnerungstafel, die an die nunmehr bereits historische Arbeitslosenstudie von Marienthal erinnert. Auf dieser Tafel standen folgende Worte:

„Bereits im 19. Jahrhundert wurde die Textilfabrik in Marienthal gegründet. Durch den Zusammenschluss mit der Baumwoll-Spinnerei entstand ein großes Unternehmen. Die Fabrik hatte ein eigenes zweistöckiges Spital mit Apotheke und eine eigene Schule, in der täglich zwei Stunden unterrichtet wurde.“

Im Jahre 1925 standen der Bevölkerung 513 Wohnräume zur Verfügung. Die höchste Anzahl von Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen betrug im Jahre 1929 1.200 Personen im Arbeiterverhältnis und 90 Personen im Angestelltenverhältnis“. Und dann kann ich weiters lesen: „Infolge der Wirtschaftskrise schloss man die Textilfabrik Marienthal am

12.2.1930. Von 1933 bis 1939 waren wieder durchschnittlich 40 Beschäftigte in der Fabrik tätig, auch die Weberei beschäftigte 70 bis 100 Personen.“ (Erinnerungstafel Marienthal)

Abb.1 Wohnhausanlage in Marienthal mit Pawlatschengang

(Ansicht aus dem Jahre 2008)



Die Studie von Marienthal besagt, dass die Bevölkerung durch die Arbeitslosigkeit das Interesse am gesellschaftlichen Leben verlor. Frau M. aus Marienthal berichtet in der Studie:

„Früher war es ja herrlich in Marienthal, schon die Fabrik war eine Zerstreung.“
(Jahoda et al 1975: 55)

Erstaunlicherweise sind in der Zeit der großen Arbeitslosigkeit die Entlehnungsziffern der Bücher in der öffentlichen Bibliothek gesunken. Die Lust zu Lesen ist daher trotz mehr Freizeit gesunken.

Um die Bevölkerung beobachten zu können führten die Feldforscher eine Kleidersammlung in Wien durch und veranstalteten Turn- und Zeichenkurse. Die teilnehmende Beobachtung war sehr wichtig um genaue Erkenntnisse über das Verhalten der Menschen zu bekommen. Die „Marienthaler“ lebten zum Teil von der Arbeitslosenunterstützung, teilweise waren sie bereits „ausgesteuert“. Das heißt sie mussten ohne staatliche Unterstützung leben. Um besser überleben zu können erwarben sie Schrebergärten oder betätigten sich als Kaninchenzüchter. Wenn den Bauern in der

Umgebung Kartoffeln oder Krautköpfe fehlten, dann regten sich die Betroffenen gar nicht auf. Sie sagten:

„Was soll man denn machen, die armen Teufel haben ja selber nichts.“ (Jahoda 1975: 42)

Die Marienthaler aßen in Zeiten der Arbeitslosigkeit kein Rindfleisch mehr, sondern gingen auf Pferdefleisch über und statt Zucker nahmen sie Saccharin. Die Personen die vor der Arbeitslosigkeit mehr Einkommen hatten, denen ging es während den Zeiten der Arbeitslosigkeit auch besser. Wenn ein Kochtopf kaputt ging dann konnte man ihn löten, wenn aber Geschirr zerbrach, dann war eine Neuanschaffung problematisch. (Jahoda et al 1975 44-52)

Die Marienthal-Studie soll nicht die Probleme von Einzelpersonen interpretieren, sondern die soziale und zwischenmenschliche Situation eines gesamten Ortes aufzeigen. Es kristallisierten sich verschiedene Typen heraus, je nach dem welche Handlungsstrategien die Menschen anwendeten. Die Arbeitslosen werden von der Studie folgendermaßen typisiert: (Jahoda et.al 1975: 64-82)

- Die „Resignierten“ bildeten den höchsten Anteil in Marienthal. Sie hatten sich mit ihrer Situation abgefunden und es bestand in ihrer Lage keine Hoffnung auf Verbesserung. Ein Mann sagt: „Man kann auch so leben.“ Die Haushaltsführung und die Ernährung blieben aufrecht. Die Wohnung war ordentlich zusammen geräumt. Die Strategie kann unter dem Begriff „Fortwursteln“ beschrieben werden.

- Die „positiv motivierten Personen“ gaben sich mit ihrer schlechten Lage nicht zufrieden. Sie versuchten immer wieder einen neuen Arbeitsplatz zu finden. Die Wohnung war in Ordnung. Die Familie verfolgte einen Lebensplan. Ein Marienthaler erzählte, dass er im Ort politisch tätig war und Schneider werden möchte. Er wollte einen Zuschneiderkurs absolvieren und hatte die gleichen Pläne für seinen Sohn. Die Familie schmiedete Zukunftspläne und gab nicht auf.

- Die „negativ motivierten Personen“ hielten zwar ihre Wohnungen in Ordnung, aber sie entwickelten keine Eigeninitiative. Sie suchten nach keinem neuen Arbeitsplatz. Das

Lebensmotto hieß: „Besser wird nichts, nur ärger.“ Es bestand bei diesen Personen kein Kontakt zu den übrigen Ortsbewohnern.

- Die „Planlosen“ hielten weder ihre Wohnung in Ordnung, noch suchten sie sich eine neue Arbeitsstätte. Eine Frau erzählte, dass ihr Mann ausgesteuert war, viel ins Kino ging und Sachen verschacherte. „Wenn ich die Kinder der Fürsorge überlassen könnte, wäre ich glücklich“, sagte die unglückliche Frau.(Jahoda et. al 1975: 64-82)

Ein verzweifelter Arbeitsloser schrieb:

„Ich glaube der Kapitalismus muss demnächst ganz zusammenbrechen und den Weg zum Sozialismus ebnen. Und es wäre mein größtes Vergnügen, dann beim Aufbau des Sozialismus mitarbeiten zu können.“ (Jahoda et.al 1975 : 79)

Diese vier Typen der Arbeitslosigkeit können auch bei Arbeitlosen im 21. Jahrhundert beobachtet werden. Die Verzweiflung der Menschen kann bis zum Selbstmord führen.

Die erforschten Arbeitslosen der Zwischenkriegszeit wollten sich ihrem Schicksal nicht beugen und kämpften um ihre Existenz. Sie verwendeten nicht immer ganz legale Mittel, wie die Erzählungen im Punkt 5.4 zeigen werden.

Abb.2 Ansicht der Arbeitersiedlung von Marienthal aus dem Jahre 2008



5.4 Beispiele für Überlebensstrategien

Einige meiner untersuchten Personen, wollen nicht über ihre Überlebensstrategien sprechen, weil sie Angst haben sich selbst in Schwierigkeiten zu bringen. Die Handlungsstrategien bewegten sich manchmal außerhalb des Gesetzesrahmens.

Frau Emma aus dem Burgenland bringt mir einige Beispiele wie ihre Familie die schwere Zeit meisterte. Die Frau berichtet mir:

„Die Erwachsenen gaben sich alle Mühe das Beste aus der schlechten finanziellen Situation zu machen. Mein Vater hat alles gekonnt. Manchmal sind die Nachbarn zu uns ins Haus gekommen und haben ihn um Hilfe gebeten. Die Gesetze wurden wahrscheinlich auch manchmal außer acht gelassen. In Situationen der Not denkt man zuerst an sich selbst. Aber an Gewalttaten kann ich mich nicht erinnern. Auch wir Kinder haben bei der Bewältigung des Alltags mitgeholfen. Nach der Ernte, wenn das Getreide abgemäht war, sind wir auf die Felder gelaufen und haben die restlichen Ähren gesammelt und sie zum Bäcker getragen. Der hat uns wiederum fertiges Mehl gegeben und so konnten wir zuhause Brot backen. Niemand kümmerte sich darum, dass das Feld auf dem die Ähren gesammelt wurden nicht uns gehörte. Genau genommen haben wir Kinder die Ähren gestohlen, aber in Zeiten der Not achtet man auf sich selbst. Ähnlich war das Erlebnis mit dem Eisenbahnwaggon voll Salz in Neufeld. Ich kann mich nicht mehr erinnern, woher das Salz kam, aber es hat auch niemanden gekümmert. Das Salz war da und konnte gut gebraucht werden. Wir haben es nachhause gebracht und aufgekocht um so das reine Salz vom Schmutz zu trennen. Mit dem schönen weißen Salz sind wir zu den Bauern gegangen um es gegen andere Sachen einzutauschen, wie Milch oder Eier.“

Diese zwei Beispiele zeigen, dass die Menschen in Notsituationen Strategien entwickeln, die manchmal auch am Rande der Legalität sind, um weiterleben zu können.

6 LEBENSVERHÄLTNISSE ZWEIER FAMILIEN

Um die differenzierten Lebensbewältigungen zeigen zu können, werde ich weiters die Situation zweier unterschiedlicher österreichischer Familien aus der Zwischenkriegszeit vergleichen. Die Familie von Hans lebte in Wien Brigittenau und jene von Aloisia in Gloxwald in Oberösterreich, oberhalb von Sarmingstein an der Donau. Aloisia wurde 1924 geboren und Hans 1922, beide Kinder waren von vorübergehender Arbeitslosigkeit ihrer Eltern betroffen. Die Familien versuchten ihr Leben in der Zwischenkriegszeit so gut wie möglich zu gestalten um zu überleben. Der große Unterschied: Hans lebte in der Stadt und Aloisia am Land. In diesem Kapitel werde ich folgende Alltagsbereiche analysieren: „das Familienleben“, „die Wohnverhältnisse“, „den Beruf der Eltern“, „das Wäsche waschen“, „die Ernährung“, „die Bekleidung“, „die Religion“, „die Erziehung“, „die Krankheiten“, „die Freizeit“, „den Verkehr“, „den Austausch von Neuigkeiten“ und „das soziale Leben“. Hier wird subjektiv das Leben zweier Familien dargestellt.

6.1 Das Familienleben

Die Familie von Hans setzte sich aus Vater, Mutter und Bruder zusammen. Sie wohnten in Wien-Brigittenau in einer Mietwohnung im Hochparterre. Die Wohnung bestand nur aus einer kleinen Küche und einem Schlafräum und es gab keinen Strom. Es war immer ordentlich zusammen geräumt. Ein gemauerter Küchenherd war der wichtigste Einrichtungsgegenstand. Um warme Speisen zubereiten zu können musste immer genügend Brennholz im Hause sein. Im Winter diente der Küchenherd gleichzeitig als Wärmequelle. Weiters befanden sich in der Küche eine Kredenz für Lebensmittel und Geschirr sowie ein Tisch um den vier Sessel standen. In einer Ecke befand sich auf einem höheren Sockel ein Lavoir, das war der Waschplatz. Unter dem Waschbecken war immer ein Kübel mit Wasser vorzufinden. Zur Beleuchtung verwendeten sie zwei Petroleumlampen. Wurde frisches Wasser benötigt, musste es von der „Bassena“ (Wasserstelle) am Gang geholt werden. Dieser Ort diente den Leuten auch als allgemeiner Treffpunkt um Neuigkeiten auszutauschen. Das Verhältnis zu den

Nachbarn war gut. Da diese auch kein Vermögen hatten, half man sich gegenseitig. Das Klosett befand sich ebenfalls außerhalb der Wohnung und es gab für jeweils zwei Wohnungen nur eine Toilette.

Frau Aloisia erzählt von den Wohnverhältnissen am Land:

„Mein Geburtsort liegt mitten im Wald auf ungefähr 600 m Seehöhe. Die Dorfsiedlung war eine Arbeiterwohnsiedlung mit zwei Forsthäusern und zwei Bauernhöfen. Die Bevölkerung von Gloxwald zählte ungefähr 200 Personen. Meine Familie umfasste Vater, Mutter, Bruder und Schwester. Die Wohnungen waren in ebenerdigen Häusern untergebracht. Sie bestanden aus Zimmer und Küche. Für die älteren Kinder bauten die Familien im Garten Hütten aus Holz, die mit Platten aus gepressten Sägespänen gedämmt wurden. Die Dächer deckte man mit Ziegeln. In diesen Hütten wurden Hochbetten aufgestellt und dort schliefen die Burschen ab einem Alter von ungefähr zwölf Jahren. Die Schlafstätten konnten nicht geheizt werden und so legte man im Winter vorgewärmte Ziegel ins Bett. Die Winter waren damals sehr kalt und so waren die Tuchenten oft ans Bett angefroren. Im Sommer war es dort sehr heiß.“

Bei der Familie von Aloisia war die Einrichtung sehr einfach. Die Küche bestand aus einer Kredenz, einem Tisch mit einer Bank, Sesseln und dem Ofen, der nicht nur zum Kochen verwendet wurde, sondern im Winter auch für Wärme sorgte. Außerdem gab es einen Waschplatz. Licht gaben Petroleumlampen mit wunderschön bemalten Glasschirmen. Diese Glaszylinder mussten die Kinder regelmäßig putzen. Statt der heutigen Toilette gab es nur ein „Plumpsklo“. Das war eine Toilette ohne Wasserspülung und sie befand sich außerhalb der Wohnung. Das Plumpsklo war ein Holzverschlag neben den Wohnhäusern, der von mehreren Familien benutzt wurde. Es handelte sich um ein luftiges Örtchen ohne Licht. Einmal im Jahr wurde die Senkgrube von einem Bauern ausgepumpt und die Jauche auf den Feldern verteilt. Die Einrichtung der Wohnung unterschied sich kaum von der Einrichtung der Wohnung von Hans, nur gab es keine Bassena, sondern das Wasser musste von einem nahe gelegenen Brunnen geholt werden. Vor dem Eingang zur Wohnung hatte die Familie einen kleinen Gemüsegarten und in der Nähe einen vom Dienstgeber des Vaters gepachteten Acker, wo sie sämtliche Kräuter, Salate und Gemüse anbauten. Somit konnte man sich selbst

versorgen. Zur Lagerung von Lebensmitteln durfte die Familie einen kleinen Erdkeller benützen. In der Stadt erfolgte die Kühlung der Lebensmittel in der heißen Jahreszeit durch Eisblöcke.

Herr Hans erzählt über den Konsum von Alkohol:

„Grundsätzlich gab es keinen Alkohol zu Hause. Nur im Winter besorgte man sich eine Flasche Rum für den Tee. Die Männer tranken ihr Bier meist nur im Gasthaus.“

Für die Familien bedeutete die Bezahlung der Miete ein großes Problem. Herr Hans aus Wien schildert:

„Das größte Problem stand zu Beginn jedes Monats an, da zu diesem Zeitpunkt die Bezahlung der Miete beim Hausherrn fällig war. Dieses Geld musste hart zusammen gespart werden.“

Frau Aloisia kann sich noch gut erinnern, dass auch in ihrer Familie die Bezahlung der Miete für die Werkswohnung und die Pacht für den Gemüsegarten ihren Eltern jedes Monat größere Probleme machte, denn der Zins, der an den Steinbruchbesitzer zu entrichten war, war sehr hoch.

6.2 Berufe

Aloisias Vater war Steinbrucharbeiter. Fast alle Männer des Ortes arbeiteten im nahe gelegenen Steinbruch. Es war eine schwere und gleichzeitig gefährliche Arbeit. Der Steinbruchbesitzer behandelte die Arbeiter wie Leibeigene. Um Druck auf die Arbeiter auszuüben, kündigte er diese öfters kurzfristig. Diese Personen konnten dann die Miete und die Pacht nicht mehr bezahlen und waren somit an den Dienstgeber gebunden. Das bedeutete, es wurde ihnen bei der neuerlichen Anstellung das Gehalt mit der Miete und der Pacht gegen verrechnet. Die Arbeiter mussten die Felsbrocken aus dem Steinbruch heraussprengen und dann händisch bearbeiten. Dann wurde das Material mit Pferdewägen abtransportiert. Man fuhr damit die steile Schotterstrasse runter zum Donauufer von Sarmingstein und lud dort die Steine auf einen Schlepper um, der die

Ware nach Wien brachte. Die Pflastersteine aus Gloxwald wurden zum Beispiel auch zum Bau der Wiener Höhenstrasse verwendet.

Der Vater von Hans war selbständig tätig. Er war von Beruf Schuster. Mit diesem Handwerk konnte er die Familie nicht ernähren, denn zu dieser Zeit bestand das Problem, dass die Leute kein Geld hatten um sich neue Schuhe anfertigen zu lassen. Wenn er aber einen Auftrag für neue Schuhe erhielt, musste der Vater von Hans den Auftraggeber um einen Vorschuss für den Erwerb von Leder ersuchen, weil kein Geld für diesen Einkauf vorhanden war. Nach vielen Stunden Arbeit kamen in der Regel die Kunden, holten die Schuhe zum ausgemachten Termin ab, aber sie blieben den Arbeitslohn schuldig und versprachen später falls Geld wieder vorhanden war zu bezahlen, was sie schlussendlich auch machten. Da der Schuster meist ohne Aufträge war, versuchte er tageweise am Bau als Hilfsarbeiter ein geringes Einkommen zu erhalten, denn das Arbeitslosengeld wurde nur für eine bestimmte Zeit gewährt. Nach diesem Zeitraum wurde man ausgesteuert. Die Mutter von Hans arbeitete einige Zeit in einer Glühlampenfabrik. Sie hatte Schichtdienst zu leisten. Entweder war sie von 6 bis 14 Uhr oder von 14 bis 22 Uhr beschäftigt. In dieser Zeit lebte Hans als ein so genanntes Schlüsselkind. Er trug den Wohnungsschlüssel an einem Band um den Hals und war für sich selbst verantwortlich. Außerdem musste er sich obendrein noch um seinen jüngeren Bruder kümmern. Doch die Mutter war meistens arbeitslos. In der kalten Jahreszeit marschierte sie oft zum Müllablagerungsplatz, dem „Bruckhaufen“. Dort wurde jeden Mittwoch die Asche und Heizungsreste einer nahe gelegenen Schule abgelagert. Aus diesem Misthaufen suchte die Frau brauchbare Koksstücke heraus und kam meistens mit zwei vollen Säcken nach Hause. Ein Sack wurde dann an die Nachbarin verkauft. Herr Hans schildert:

„Falls gar keine Arbeit zu bekommen war, nahm mein Vater seinen Leiterwagen und machte sich auf den Weg in den nahen Wienerwald, um Klaubholz einzusammeln. Man durfte abgebrochene Äste und am Boden liegendes Holz mitnehmen. Das Abschneiden oder Abbrechen von Holz war bei Strafe strengstens verboten. Die Wälder waren früher aus diesem Grund immer ordentlich und sauber anzusehen.“

Die Mutter von Aloisia arbeitete kurze Zeit als Hilfsarbeiterin in einem benachbarten Ort in einer Kartonagenfabrik. Sonst hatte sie keine geregelte Arbeit und verdiente oft

Geld, indem sie für andere Familien die Wäsche wusch und bügelte. Die Leute bezahlten täglich nach Überbringung der gebügelter Wäsche. Außerdem gab es im Ort zwei Bauernhöfe und zwei Forsthäuser, wo die Menschen Beschäftigung finden konnten.

6.3 Ernährung und Bekleidung

Hans gibt an, dass sich seine Familie überwiegend von Gemüse ernährte. Hierbei sind in erster Linie Bohnen, Erdäpfel, Fisolen, Linsen, Karotten, Kohl, Kraut und Spinat zu nennen. Oftmals wurde die Menge des Gemüses durch einbrennen gestreckt. Herr Hans erzählt mir:

„Meine Lieblingsspeise war damals Milchreis. Dabei wird Reis in mit Wasser verdünnter Milch gekocht und mit etwas Zimt und Staubzucker verfeinert. Es war ein Problem sich gewisse Produkte leisten zu können. Dazu zählten Bananen und Orangen, Schokolade, aber auch Fleisch und Wurst konnten nur zu besonderen Anlässen gekauft werden. Wenn genügend Geld übrig war, durfte ich beim Pferdefleischhauer Würsteln kaufen, was höchstens ein Mal im Monat der Fall war. Meine Mutter kochte mit Schmalz. Beim Fleischer kaufte man einen so genannten „Bauchfilz“. Dieser wurde in kleine Stücke geschnitten und unter ständigem Rühren ausgelassen. So erhielt man Schmalz und Grammeln. Betrachtet man die Getränke, so wurde am meisten Wasser getrunken.“

Früher wurden die Lebensmittel beim „Greissler“ eingekauft. Beim Greissler erwarb man haltbare Waren. Das waren Mehl, Zucker, Grieß, Reis und Nudeln, die nicht in Kilo Packung gehandelt, sondern extra abgewogen wurden. Mehl gab es zeitweise in vorbereiteten Beuteln aus Stoff. Alles andere wurde aus Schubladen in Papiersäcke geschaufelt. Viele Leute ließen beim Kaufmann „aufschreiben“. Dabei trug dieser den offenen Rechnungsbetrag in ein Heft ein und versah ihn mit Stempel und Unterschrift. Am Freitag beglich die Mutter in der Regel die Schulden. Wenn das nicht der Fall war, dann gewährte der Greissler in der folgenden Woche nur mehr eingeschränkten Kredit. Somit war eine Abhängigkeit vom Kaufmann um die Ecke gegeben. Konnte man nicht rechtzeitig bezahlen, dann bekam man nur mehr im begrenzten Ausmaß Lebensmittel.

Abhängig war man somit nur, wenn man das Geld nicht einteilte und Schulden machte. Mitgliedern von Konsumvereinen wurden die Einkäufe in ein Mitgliedsbuch eingeschrieben und sie bekamen eine Rückvergütung von ungefähr 3% der getätigten Jahreseinkäufe.

Jede Woche gab es im Bezirk einen Bauernmarkt. Nach Marktschluss nahmen die Bauern die schlechte oder minderwertige Ware nicht mehr mit. Die Frauen suchten öfters bei den weggeworfenen Lebensmitteln nach verwendbaren Obst- und Gemüseresten. Hans erinnert sich, dass darunter Äpfel, Gurken, Kraut, Rettiche und Salate zu finden waren und diese teilweise noch brauchbar waren. Die Mutter zauberte Salate oder Kompotte daraus. Um frisches Obst zu bekommen ging Hans zeitig in der früh mit seinen Freunden zum Donaukanal. Er schildert:

„Bei der Friedensbrücke lagen immer Kähne mit Äpfel und Birnen. Die Boote kamen von Niederösterreich und Oberösterreich auf der Donau nach Wien und man konnte hier billig Äpfel und Birnen erwerben. Als Kinder näherten wir uns dann mit Rettungsbooten, die am Donaukanal immer am Ufer lagen, den Kähnen mit Obst und versuchten Äpfel und Birnen von den Booten runter zu „stibitzen“. Wir warfen das Obst ins Wasser und unsere Freunde am anderen Ufer fischten die Äpfel dann aus dem Wasser. Das so erworbene Obst wurde gerecht mit den Freunden geteilt.“

Der Städter Hans hatte laut seinen Erzählungen keinerlei Gelegenheit Pflanzen oder Früchte zu sammeln, da es für Stadtkinder dafür fast keine Möglichkeiten gab. Sein Vater kannte alle genießbaren Pilze und in der Schwammerlzeit war er oft im Wienerwald unterwegs um diese zu sammeln. Aloisia und ihre Freunde und Freundinnen sammelten Beeren und verkauften sie an die Gasthäuser der Umgebung.

Aloisia musste nie Hunger leiden. Die Hauptnahrung war wie bei Hans Gemüse und Obst. Und das hatten die Eltern ausreichend im Garten oder am Pachtacker angebaut. Hierbei ist der Vorteil von Aloisia klar ersichtlich: Sie lebte am Land und die Eltern waren Selbstversorger. Frau Aloisia erzählt:

„Fleisch gab nur 2 Mal in der Woche. Am Donnerstag gab es meistens fettes Rindfleisch, welches für die Zubereitung einer Suppe verwendet wurde. Dieses wurde beim Fleischhauer gekauft. Er kam einmal in der Woche ins Dorf und da konnte man

bei ihm bestellen. Der Fleischhauer lieferte die Ware dann eine Woche später. Am Wochenende bekamen wir Schweinefleisch, welches die Mutter in Schweineschmalz in Gläser eingepökelt hatte. Zur Haltbarkeit oder Kühlung der Lebensmittel wurde bei uns ein Erdkeller verwendet. Hier wurden die Erdäpfel und das Gemüse und Obst gelagert. Die ärmeren Frauen des Dorfes bauten sich auf den Feldern einen Ofen aus Ziegeln und Lehm und dort wurde in Gemeinschaft Brot gebacken. Dieses Brot schmeckte einfach köstlich. Als Mehlspeisen gab es bei uns Buchteln, Germknödel und als Besonderheit manchmal einen Apfelstrudel. Germ und Mohn erhielt unsere Familie von den Verwandten aus dem Waldviertel.“

Zur Haltbarkeit oder Kühlung der Lebensmittel am Land wurde der Erdkeller verwendet. Obst und Gemüse wurden über den Winter im Erdkeller gelagert, da dort die Luft kühl und feucht war. Äpfel und Birnen wurden im Herbst frisch geerntet und dann im Keller in Stellagen gelagert. Regelmäßig wurde nachgeschaut, ob noch keine faule Frucht dabei war. Salat und Karotten wurden im Sand eingegraben und die Kartoffeln kamen auch in Säcken in den Keller, da sie dort nicht auswuchsen. Aloisia meint dazu:

„Alle paar Wochen fuhr der Vater in der schlechten Jahreszeit mit einem Koffer voll Äpfel und Birnen nach Wien und versorgte die Verwandten in der Stadt.“

Herr Hans schildert mir vom „Eismann in der Stadt“:

„Zwei Mal in der Woche zog der Eismann durch die Straßen Wiens und man hörte ihn schon von weitem rufen: „Der Eismann ist da!“ Er zog einen geschlossenen Wagen hinter sich nach. Die Leute liefen dann mit Kübeln auf die Strasse und der Eismann brach Blöcke von seinem Eis herunter. Das Eis wurde dann zuhause in ein Kästchen gegeben. Unter diesem stand ein Kübel, der das zerschmolzene Eis auffing.“

Die Bekleidung der Kinder war einfach und wurde nie neu gekauft. Die Schulbekleidung von Hans bestand aus einer Hose, einem Leibchen, Socken und Sandalen. „Ich bekam sie meist von meinem Cousin, der etwas älter als ich war“, erklärte Hans.

Frau Aloisia erzählt von ihrer Bekleidung:

„In der Schule trug ich ein einfaches Kleid mit Schürze. Das Kleid wurde von meiner Mutter selbst genäht. Sonst hatte ich noch Baumwollstrümpfe und feste Halbschuhe an.“

6.4 Religion

Sowohl Hans als auch Aloisia wurden römisch-katholisch erzogen. Hans erzählt:

„Die Kinder zwang man indirekt am Sonntag den Gottesdienst aufzusuchen. Bei Besuch der heiligen Messe erhielten sie kleine Heiligenbilder, die sie in der Schule dem Religionslehrer vorweisen mussten. Der Lehrer konnte dadurch feststellen, wer am Sonntag in der Kirche gewesen war und wer nicht. So war unsere Religionsnote davon abhängig. Schüler, die die heilige Messe nicht besuchten, wurden stets strenger geprüft und erhielten schlechtere Noten.“

Ähnliches wurde mir auch von Aloisia berichtet. Auch sie besuchte am Sonntag regelmäßig die Heilige Messe.

„Wenn wir eine Fliege erschlagen haben, dann gingen wir schon beichten. Wir sind vor Ehrfurcht in der Kirche auf den Knien von der Kirchentür bis vor zum Altar gerutscht. Die Kinder haben sich schrecklich vor Hölle und Fegefeuer gefürchtet.“

Am Sonntag wurde der Herr Pfarrer oft von Aloisias Mutter zum Mittagessen eingeladen, obwohl die Familie nicht streng gläubig war.

Aloisia berichtet:

„Meine Eltern waren sozialdemokratischer Überzeugung und daher beim hiesigen Katecheten nicht so beliebt. Die Sozialdemokraten von Gloxwald mussten sich sogar in der Kirche Bezeichnungen wie „Rote Horde“ gefallen lassen. Trotzdem war der Herr Pfarrer oft bei uns zu Gast.“

Die Bäuerinnen und Bauern und Arbeiter und Arbeiterinnen des Dorfes besuchten regelmäßig die Heilige Messe. Nach der Messe gingen die Bauern ins Wirthaus, ihre Frauen mussten nach Hause gehen. Sie bereiteten das Mittagessen vor. Im Gasthaus saßen die Arbeiter und Bauern an getrennten Tischen. Dadurch grenzten sie sich voneinander ab.

6.5 Wäsche waschen

Das Wäsche waschen war eine sehr anstrengende Tätigkeit für die Frauen und dauerte meist einen ganzen Arbeitstag. Herr Hans berichtet:

„Die Wäsche wurde in der Waschküche gewaschen, die sich im Keller des Hauses befand. Gewaschen wurde in einem Waschtrog aus Holz und zwar mit einer Rumpel und einer Reißbürste. Zuerst machte die Mutter in einem gemauerten Herd Feuer und kochte die Wäsche in einem Kupferkessel aus. Statt Waschpulver verwendete man Schichtseife, Schmierseife oder Soda. Mit einem Holzstab wurde die kochende Wäsche im Kessel umgerührt und danach im Waschtrog gebürstet oder öfters über die Rumpel gezogen. Schließlich schwemmte Mama die Wäsche mehrfach in einem Bottich mit frischem Wasser. Das war harte Arbeit, denn die Waschküche lag tiefer als der Kanal und so musste die Mutter das Wasser in Kübeln abfüllen, zum Kanal tragen und schließlich ausleeren. Anschließend hängte sie die Wäsche am Dachboden des Hauses auf einer Wäscheleine zum Trocknen auf. Die reicheren Leute gaben die Wäsche zum Waschen außer Haus, um sich die schwere Arbeit zu ersparen. Auch das Bügeln der Wäsche war nicht so einfach wie heute. Holzkohle wurde im Ofen zum Glühen gebracht. Das schwere Bügeleisen konnte man öffnen und anschließend füllte man die glühende Holzkohle ein. Auf einem Eisenrost wurde das Bügeleisen aufgestellt und die getrocknete Wäsche von Mama in eine schöne Form gebracht.“

6.6 Krankheiten

Bei Krankheiten ging man nicht gleich zum Arzt, sondern versuchte sie vorerst einmal selbst zu behandeln. Frau Aloisia berichtet, dass eine Tante von ihr Krankenschwester war und ihrer Familie half selbst Tees und Salben herzustellen. Sie erzählt:

„Es gab keine Blume, keinen Strauch, keinen Baum oder auch keine sonstigen Pflanzen, die ich nicht kannte. Ich wusste, wann sie zum Pflücken waren und wo sie zu finden waren. Ich kann mich noch gut erinnern, wenn das Gras gemäht, getrocknet und als Heu eingesammelt wurde, blieben am Feld kleine Gräser und Heublumen liegen. Diese Blüten wurden für Bäder oder zum Inhalieren eingesammelt. Die gelben Blätter der Linde wurden gesammelt und getrocknet. Der Lindenblütentee wurde als fiebersenkendes Hausmittel eingesetzt. Vom Spitzwegerich wurden die grünen Blätter verwendet. Diese wurden halb getrocknet und mit Zucker in Flaschen angesetzt. Bei Husten und Halsentzündungen wird der Spitzwegerichsaft noch heute verwendet. Der Ehrenpreis ist ein einfaches staudenartiges Gewächs. Von dieser Pflanze, die wegen ihrer vielfältigen Verwendungsmöglichkeiten sehr gelobt wird, haben wir die kleinen blauen und gelben Blüten gepflückt, im Halbschatten auf Karton aufgelegt, öfters umgedreht, getrocknet und in Leinensäckchen aufgehängt und gelagert. Der getrocknete Ehrenpreis wurde bei Augenentzündungen angewendet. Von den Königskerzen wurden die gelben Blüten eingesammelt, getrocknet und an die Apotheke verkauft. Diese Blüten wurden für Salben verwendet. Meine Cousine war Operationsschwester. Diese besuchte uns zweimal jährlich und half uns, mit den Kräutern Salben zuzubereiten. In einem großen Kessel, mit einem geheimen Rezept und Zusätzen, die sie vom Krankenhaus bekommen konnte, wurden Heilsalben und Rheumasalben zubereitet. Hierfür wurde besonders die wild wachsende Malve, die Ringelblume und Arnika verwendet.“

Herr Hans erzählt ebenfalls über die Behandlung von Krankheiten. Er litt öfters an Bronchitis. Seine Mutter oder seine Oma haben ihm einen warmen Ölfleck auf die Brust aufgelegt. Einen Arzt hat man selten in Anspruch genommen. Es ist ihm nicht bekannt, ob der Arzt oder die Medizin etwas gekostet hat. Jedenfalls gab es immer Hausmitteln,

um Krankheiten zu bekämpfen. Bei Fieber erhielt er „Essigpatscherl“ und zum Schwitzen gab es Lindenblütentee. Man hat auch die Blätter vom Spitzwegerich auf Äcker und Wiesen gesammelt, getrocknet und für den „Spitzwegerichte“ verwendet. Weiters kann er sich noch an die Topfenumschläge, die er bei Entzündungen zweimal am Tag erhielt, erinnern.

In armen Familien bekamen die Kinder nur billige Lebensmittel und kleine Portionen zu essen und waren daher unterernährt.

„Falls Kinder untergewichtig waren, wurden sie manchmal auf Staatskosten auf Erholung geschickt“, sagt Herr Hans.

6.7 Erziehung

Herr Hans berichtet, dass damals in der Schule jedem Schüler und jede Schülerin ein Sitzpult zur Verfügung stand, wo Federstiel mit Tintenfass nicht fehlen durfte.

„Die Erziehung war streng und es herrschte große Disziplin bei uns in der Klasse. Bei Fehlverhalten teilte unser Lehrer auch Ohrfeigen oder Schläge mit dem Rohrstab aus. Meine Eltern ermahnten mich immer, die Schulaufgaben gewissenhaft zu machen.“

Herr Hans fährt fort:

„Meine Mutter gab mir für die Schule in einem eigenen Jausensack regelmäßig ein Schmalzbrot und einen Apfel mit. Zu Mittag konnte ich kostenlos im Keller der Schule an der Ausspeisung teilnehmen.“

Frau Aloisia kann sich auch noch gut an ihre Schulzeit erinnern:

„In der Schule saßen die Mädchen und Burschen getrennt voneinander und es war eine Strafe, wenn ein Bursch neben einem Mädchen sitzen musste. Ich war eine gute Schülerin und hatte nie Probleme mit der Lehrerin. Die Volksschule besuchte ich im Nachbarort in Nöchling. Ich war ein zartes Mädchen und kann mich noch erinnern,

dass mich mein Vater an einem strengen Wintertag in die Schule getragen hat. Als Schultasche diente mir ein Leinenrucksack. Der Leinenjausensack war oft mit einem Apfel und einem Schmalzbrot gefüllt. Er wurde in der Garderobe aufbewahrt.“

Meine Gesprächspartnerin kann sich nicht erinnern, dass einem Schüler jemals etwas gestohlen wurde.

6.8 Wünsche

Frau Aloisia wünschte sich als Haustier eine Ziege. Sie erzählt:

„Ich wünschte mir mit 7 Jahren zu Weihnachten eine Ziege, die ich auch zu Ostern geschenkt bekam. Dann ging ich in der Freizeit immer „Goas hiatn.“ Das Kitzlerl wurde von mir wie ein Hund behandelt und an einer Kette geführt. Es war gewohnt, dass ich ihr die Stauden zum Fressen brachte. Ich hielt sie also nicht artgerecht. Von sich aus wollte die Ziege kein Gras selbst suchen. Ich kletterte mit dem Tier auf Felsen herum. Ich weiß noch, dass eines Tages mein Vater die Ziege von einem steilen Felsen abseilen musste, weil sich das Tier nicht mehr heruntertraute. Sonntag am Nachmittag haben wir immer Gesellschaftsspiele mit den Eltern und Nachbarn durchgeführt. Auf diese Spiele freute ich mich immer sehr.“

Herr Hans erzählt mir, dass er sich seine kleinen Wünsche meist selbst finanzierte. Er hatte in der Schule jüdische Freunde, obwohl in dieser Zeit in Wien der Antisemitismus schon sehr spürbar war. Er sagt:

„Ich hatte in der Schule jüdische Freunde. Sie bezeichneten uns Katholiken als „GOJ“ = Christ. Wir machten den jüdischen Freunden die Hausaufgaben, dafür bekamen wir dann etwas zum Essen, zum Beispiel eine Wurstsemmel, die wir uns sonst nicht leisten konnten. Oder sie gaben uns Mazes Brot, da hatten wir dann ein paar Tage was zum Essen.“

6.9 Verkehr

Herr Hans aus Wien erzählt, dass in der Zwischenkriegszeit wenig Verkehr war und die Menschen auch größere Strecken zu Fuß zurück legten.

„Die Tramway (Straßenbahn) war das wichtigste Verkehrsmittel in der Stadt, mit dem sich die Leute fortbewegten. Sie fuhr im Sommer wie auch im Winter mit offener Plattform und die Fahrer verrichteten in der kalten Jahreszeit dick verhummt und mit Filzstiefeln ihre Arbeit. Ende der Zwanziger und Anfang der Dreißiger Jahre wurden Glasverkleidungen angebracht. Der Schaffner war mit Fahrscheinausgabe und Geld wechseln beschäftigt und musste bei jeder Haltestelle dem Fahrer ein Signal zur Weiterfahrt geben. Auf- und Abspringen während der Fahrt war üblich. Schwere Transporte wurden durch Pferde-Schwerfuhrwerke mit Vorspann, also vier Pinzgauer Pferden bewältigt.“

Herr Hans sagt, dass die Wiener weite Strecken zu Fuß gegangen sind, weil die Straßenbahn viel zu teuer war. Sie fuhr meist leer, ohne Fahrgäste.

6.10 Politik

Die Menschen in der Zwischenkriegszeit waren sowohl in der Stadt als auch auf dem Land politisch interessiert. Frau Aloisia schildert mir, dass politische Arbeiterzeitungen von zentralen Stellen der Partei durch die Bevölkerung verteilt wurden. Als Boten dienten oft Kinder. Sie berichtet über ihre kindlichen politischen Aktivitäten:

„Mir ist erst später bewusst geworden, dass ich als Kind politische Informationen weiterleitete. Meine Mutter hatte mir bereits als kleines Mädchen an der Innenseite meiner Schürze eine Tasche eingenäht. Ich ging damals zu einer befreundeten Familie und überbrachte die Zeitung. Diese Familie gab mir eine andere Zeitschrift und ich brachte diese zu meiner Mutter. Ich konnte noch nicht lesen und wusste auch nicht, dass ich bereits Politik machte.“

Herr Hans berichtet, dass seine Eltern in seiner Gegenwart nicht von Politik sprachen. Informationen erhielten die Menschen über das Radio, das eine Erfindung der Zwischenkriegszeit war. Seit April 1924 gab es laut Herrn Hans „Radio Hekaphon“ zu hören. Er erzählt mir:

„Man hörte im Radio: Hallo, hallo. Hier ist Radio Hekaphon. Das Funkhaus in der Argentinierstrasse ist für mich einer der wichtigsten Bauten in der Zwischenkriegszeit. Die Politiker des Ständestaates erkannten welche Macht das Radio auf die Menschen ausübte und gestalteten den Bau des Rundfunkhauses so, dass er wie eine Burg aussieht. Am Besitz eines Radios konnte man schon erkennen, ob jemand arm war oder nicht. Unsere Familie besaß kein Radio. Ein Radio konnten sich nur die Reichen leisten.“

Die neueste billigere Erfindung war damals der Detektor. Er diente zum Abhören von Nachrichten und wurde laut Herrn Hans nur vom Vater benutzt. Im Bertelsmann Lexikon fand ich folgende Erklärung für den Detektor: „Der Detektor, ein Gleichrichter für Hochfrequenzströme, war besonders als Kristall-Detektor bekannt. Die Detektorfunktionen übernahmen später Elektronenröhren.“ (Bertelsmann-Band 4 1974: 26)

An den Justizpalastbrand können sich die Wiener gut erinnern. Die Leute waren sehr neugierig und gingen sich das Ereignis anschauen. Die Polizei schoss in die Menge.

6.11 Analyse

Eine Analyse der beiden Gespräche ergibt, dass es in der Zwischenkriegszeit eine patriarchalische Gesellschaft gab und Väter, Priester und Lehrer Respektspersonen waren. Die Mütter waren meist nicht berufstätig, führten den Haushalt und waren der ruhende Pol in der Familie.

Die Leute am Land und in der Stadt wohnten in einfach eingerichteten Zimmer-Küchewohnungen, die aber stets ordentlich aufgeräumt waren. In Gloxwald mussten aus Platzgründen ältere Kinder in Hütten vor den Holzbaracken wohnen. Die

Bezahlung der Miete und der Pacht für den Gemüsegarten bedeutete für die Eltern der untersuchten Person jeden Monat große Mühe.

Der Vater von Hans war als Schuster tätig, der meist keine Aufträge hatte, die anderen Elternteile waren als Hilfsarbeiter und Hilfsarbeiterinnen tätig. Aloisias Vater musste sich stets nach den Anordnungen seines Dienstgebers richten, um nicht arbeitslos zu werden.

Landbewohner und Landbewohnerinnen waren Selbstversorger und Selbstversorgerinnen. Die städtische Bevölkerung versuchte durch Hilfstätigkeiten ein zusätzliches Einkommen zu erhalten. Die Mutter von Hans aus Wien sammelte Koks von einem „Bruckhaufen“ und verkauft diesen um Geld zu bekommen. Obst und Gemüse besorgte die Mutter von Hans vom Bauernmarkt. Sie kaufte dieses nicht, sondern sammelte die Überreste, die die Gemüseverkäufer zurückließen. Beim Greissler gab es Einkauf auf Kredit, aber nur, wenn man regelmäßig seine Schulden beglich.

Am Land litten die Menschen weniger Hunger als in der Stadt. Bei der Anschaffung von Nahrungsmitteln wurde gespart. Die Beschaffung von Lebensmitteln war leichter als in der Stadt. Der Familie von Aloisia stand ein Erdäpfelacker und ein Gemüsegarten zur Verfügung und sie waren deshalb Selbstversorger. Es wurde nur das Notwendigste eingekauft. Das Brot wurde selbst gebacken. Die armen Frauen des Dorfes bauten sich draußen auf den Feldern selbst einen Backofen. Die Kühlung von Lebensmitteln erfolgte am Land durch den Erdkeller, in der Stadt durch Eis vom Eismann. Fleisch gab es meist nur sonntags und die größten Stücke bekam der Vater, da er auch der Familienernährer war.

Die Kleidungsstücke wurden meist nicht neu gekauft, sondern von der Mutter aus alten Stücken genäht. Für den Sonntag gab es eine eigene Kleidung, die manchmal auch auf Kredit gekauft wurde.

Die Bevölkerung am Land war sehr religiös. Die Kinder glaubten an Gott, fürchteten sich aber sowohl in der Stadt als auf dem Land vor der Strenge der Priester. Die Erziehung war geprägt von Disziplin und Gehorsam. Dem Vater wurde nie

widersprochen. In der Zwischenkriegszeit versuchte man den Kindern eine Ausbildung zu gewähren, wobei Mädchen Frauenberufe ergriffen. Auf weibliche Berufswünsche wurde keine Rücksicht genommen.

Bei Krankheiten behandelten sich die Leute zuerst einmal selbst mit Tees und selbstgemachten Hausmitteln. Der Arzt wurde nur bei Notfällen gerufen.

Die Politik beeinflusste das Leben der Menschen, sie waren politisch sehr interessiert. Es gab Grenzen im öffentlichen Raum. So saßen im Gasthaus Arbeiter und Bauern an getrennten Tischen, in der Schule saßen Buben und Mädchen getrennt und gleichfalls in der Kirche Männer und Frauen.

Die Nachbarschaftshilfe und die Hilfe für Verwandte funktionierten gut. Die Freizeit wurde in der Natur mit Freunden und Freundinnen verbracht. Bei Einbruch der Dunkelheit mussten die Kinder zuhause sein.

Auf die Wünsche der Kinder wurde manchmal eingegangen. Frau Aloisia wünschte sich eine Ziege und bekam diese auch. Herr Hans erfüllte sich seine Wünsche meist selbst, indem er für jüdische Kinder Hausaufgaben machte. Als Belohnung erhielt er eine Wurstsemmel, die er sonst nie bekam. Die beiden Kinder waren nicht anspruchsvoll, da sie nur ein bescheidenes Leben kannten.

Hans und Aloisia geben an, dass sie sich als Kinder subjektiv nicht arm fühlten. Objektiv gesehen waren die Familien nach heutigen Richtlinien arm, da ihnen kein garantiertes Einkommen zur Verfügung stand. Frau Aloisia sagt, dass sie eine glückliche und behütete Kindheit hatte, wobei hingegen Hans oft auf sich alleine gestellt war und sich um seinen jüngeren Bruder kümmern musste. Aloisia sagt, dass es in Gloxwald sehr viele kinderreiche Familien gab, die viel ärmer waren und oft Hunger litten. In der Familie von Hans gab es zwei Kinder, in der Familie von Aloisia gab es drei Kinder. Die Frauen entbanden ihre Kinder zuhause. Familien von bis zu acht Kindern, die zu versorgen waren, waren damals keine Seltenheit. Am Land hatten die Familien oft mehr Kinder als in der Stadt. Die Kindersterblichkeit war damals auch noch hoch. Mein Hinweis auf die teilweise große Kinderzahl soll zeigen, dass die Eltern zunehmend Probleme hatten mehr als drei oder vier Kinder anständig zu

ernähren. Die Anzahl der Kinder beeinflusst auch heute noch vielfach den Lebensstandard der Familien. Der Trend zur Kleinfamilie hält an, wenn nicht durch großzügigere Familienunterstützungen politisch entgegengesteuert wird. Kinderreichtum führte in der Zwischenkriegszeit demnach eher zu größerer Armut.

Eine genaue allgemeine Interpretation der herausgearbeiteten Lebensbereiche werde ich im nächsten Kapitel „Lebensbewältigung“ vornehmen. Die Benennung der Unterpunkte werde ich beibehalten. Damit soll eine klare, verständliche Linie in der Analyse verfolgt werden.

7 LEBENSBEWÄLTIGUNG

In diesem Abschnitt werde ich durch die Einbeziehung weiterer typischen Textpassagen aus den Originalgesprächen die subjektive Ebene meiner Forschung verlassen und auf eine intersubjektive Ebene gelangen. Es soll eine objektive Betrachtung der Lebensbewältigung erreicht werden.

7.1 Das Familienleben

Die Familiengröße meiner beobachteten Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen war ganz unterschiedlich. Sie reichte von gar keinen Geschwistern bis zu acht Geschwistern, wobei auffällig ist, dass die Kinderzahl in ländlichen Gebieten mit bäuerlicher Struktur größer ist, als in städtischen Gebieten. Die Arbeiterfamilien am Land hatten auch weniger Kinder. Es wäre ihnen nicht möglich gewesen sie ernähren zu können. Wenn die Frauen gesundheitliche Probleme mit der Gebärung von Kindern hatten, dann waren die Familien kinderlos oder die Frauen bekamen keine weiteren Kinder. Herr Franz schildert:

„Zu Hause in Rems wurde ich als Zangengeburt geboren. Meine Mutter hatte bei der Geburt entsetzlich gelitten und schwor nie wieder zu gebären. Dass ich ein Einzelkind war, stimmte mich damals traurig.“

Herr Franz erzählt mir, dass den Frauen, die keine Kinder gebären konnten, damals die alleinige Schuld an der Kinderlosigkeit gegeben wurde.

Die Eltern der beobachteten Personen waren meist verheiratet. Wenn das nicht der Fall war, dann wurden vor allem am Lande die Kinder als Schande angesehen und die Frauen mussten meist für das Familieneinkommen alleine aufkommen. Die Kinder wuchsen dann manchmal auch bei den Großeltern auf, wie Frau Helli berichtet:

„Mein Vater, ein Metallarbeiter, war mit einer anderen Frau verheiratet und kümmerte sich nicht um mich. Ein richtiges Familienleben kannte ich nicht. Ich bin bis

zum dritten Lebensjahr bei meiner Großmutter aufgewachsen. Sie lebte nur von einer kleinen „Pfrinte“ (Rente) und musste sich mit wenig Geld durchs Leben schlagen. Meine Großmutter wohnte auf Stiege 3, im selben Wohnhaus wo ich heute noch wohne.“

Die Familien lebten in der damaligen Zeit räumlich beengt. Ich erfuhr bereits von Herrn Hans und Frau Aloisia, dass früher die Wohnungen sehr klein waren und die Mieter vom Vermieter abhängig waren. Die Bezahlung der Miete bereitete den Leuten oft Probleme. Frau Erna erzählt:

„Mein Vater war Schneider. Seine Hauptbeschäftigung war das Ändern von Kleidungsstücken. Neue Kleidungsstücke konnten sich die wenigsten Leute leisten. Mein Vater spielte immer den feinen Herrn. Er hatte für die Familie nichts übrig und gab mehr Geld fürs Kartenspielen und Wirtshausbesuche als für die Familie aus. Die Bezahlung des Zinses bereitete unserer Mutter jeden Monat Probleme. Meine Eltern waren nicht verheiratet und die Mutter verdiente in der Eisfabrik nur wenig.“

Frau Erna erklärt mir, dass es damals keine verpflichtenden Unterhaltszahlungen für Frauen gab. Das bedeutete ein großes Problem für Alleinerzieherinnen. Die Männer wurden für ihre Fruchtbarkeit bewundert, wenn sie mit verschiedenen Frauen Kinder hatten. Sie durften auch weiterhin der Heiligen Messe beiwohnen, während die ledigen Mütter der Kirche fernbleiben mussten.

Herr Leopold Engleitner erzählte in der Vorlesung seine Lebensgeschichte. Er wollte unabhängig von einem Wohnungsgeber sein und kaufte sich in Bad Ischl einen billigen Grund. Sein Ziel war die Errichtung eines eigenen Hauses mit geringen finanziellen Mitteln. Der Baugrund hatte einen steinigen Boden. Um an Baumaterial zu kommen legte Herr Engleitner bei verschiedenen Bauern den Boden trocken. Weiters riss er das alte Heizhaus einer Fabrik ab und durfte die gewonnenen Ziegel behalten. Die errichtete Holzhütte stattete er innen mit Ziegeln aus. An die Hütte baute er noch einen Ziegenstall an. Herr Engleitner erzählt:

„Ich kaufte mir eine Ziege, denn in dieser schlechten Zeit bekam ich dadurch immer Milch. Dadurch schaffte ich es ein bisschen Unabhängigkeit in mein Leben zu bringen.“

Die selbst erlebte Geschichte von Herrn Engleitner zeigt, dass Not erfinderisch macht. In solchen Lebenssituationen vollbringen Menschen außergewöhnliche Leistungen.

Frau Erna berichtet mir von ärmlichen Stadtwohnungen. Sie sagt:

„Die Wohnungen für die einfachen Leute in den alten Zinshäusern in der Stadt waren meist nur Zweizimmerwohnungen. Es gab kein Vorzimmer. Beim Betreten der Wohnung kam man gleich in eine Gangküche, wobei man den Raum nicht durch ein Fenster belüften konnte. Bei diesen Wohnungen kam das Licht nur vom Gang durch die Scheiben in der Eingangstüre in den Raum. Beim Kochen öffneten die Leute die Eingangstüre und so waren im Gangbereich des Stiegenhauses immer die verschiedensten Kochgerüche zu bemerken. Klosett und Wasser befanden sich am Gang.“

Heinrich Dosedla erklärt, dass zwischen 1923 und 1933 in Wien „insgesamt 63.934 neue Gemeindewohnungen allein aus Mitteln der Wohnbausteuer innerhalb von zehn Jahren entstanden.“ (Dosedla 2008: 52)

Frau Elfriede schildert mir ihre Erinnerungen:

„In Wien änderte sich die schlechte Wohnungssituation in der Zwischenkriegszeit gravierend. Typisch war, dass der soziale Wohnbau in Wien mit Hilfe einer Wohnbausteuer viele neue Gemeindewohnungen schaffte, die für die damalige Zeit luxuriös ausgestattet waren. Die Räume in den neuen Wohnungen waren nicht mehr so hoch, wie in den Altbauten und daher waren die Wohnungen auch leichter zu beheizen. Die Höhe betrug ungefähr 2m 50 im Gegensatz zu Altbauwohnungen mit 3m 50 Höhe. Es gab auch neue Möbel, zum Beispiel Klappbetten, die man nur am Abend ausklappte und die am Tag in einem Kasten verschwanden. So hatte man mehr Platz im Zimmer.“

Auch Frau Justine aus Wien erzählt mir, dass ihre Familie im Jahre 1925 in eine neue sehr komfortable Gemeindewohnung umzog. Sie übersiedelten in den Otto-Haas-Hof in Wien-Brigittenau. Frau Justine lebt nun seit ihrer Jugend dort. Sie sagt:

„In diesem Gemeindebau gab es damals bereits in der Wohnung fließendes Kaltwasser, Strom und Gas. Die Toilette war nicht mehr außerhalb der Wohnung. Die Wohnung umfasste zirka 55 m² mit drei Wohnräumen. Uns standen eine Wohnküche, ein Schlafzimmer und ein Kinderzimmer zur Verfügung. Als Kleinkind schlief ich gemeinsam mit den Eltern im Ehebett im Schlafzimmer, meine Schwester schlief in der Küche und der Bruder im Kabinett. Im gleichen Haus wohnten 1925 ungefähr 22 Kinder vom Babyalter bis zum 14. Lebensjahr. Die Wohnhäuser wirkten wie kleine Festungen und für Ordnung im Haus sorgte der Hausbesorger. Der Hof war allgemeiner Treffpunkt für jung und alt und es war dort auch ein Kinderplanschbecken vorzufinden.“

Die Arbeiter und Arbeiterinnen in den Gemeindebauten in Wien lebten oft moderner als manch anderer besser verdienende Bürger. Trotz Armut standen ihnen komfortable Wohnungen zur Verfügung.

Informationen über politische oder wirtschaftliche Ereignisse bekam die Familie vom Vater. Dieser kaufte sich manchmal eine Tageszeitung. Das kam aber nicht regelmäßig vor, schildert Herr Erich. Er berichtet weiter:

„Der Vater las das „Wiener Tagblatt“ und den satirisch politisch ausgerichteten „Kikeriki“. Auch das Kirchenblatt konnte man bei uns zu Hause vorfinden. Es wurde darin drastisch die Verfolgung der Kirche und Priester in Russland geschildert. Zwischen Eltern und Kindern gab es in der Familie wenig Unterhaltung. Man sprach daheim über Tagesgeschehnisse, Vorkommnisse in der Schule und Tagespolitik.“

Für die Städter waren Kinobesuche ein billiges Zeitvergnügen. Frau Elfriede erzählt:

„Wir gingen gerne und oft ins Kino. Pro Besuch war ein Preis von 20 Groschen zu bezahlen. In Wien gab es viele Bezirkskinos. Im Vergleich zum Kino kostete eine kleine

Tafel Bensdorp Schokolade 10 Groschen und ein Laibchen mit Leberkäse 17 Groschen.“

7.2 Berufe

Wir leben in einer Arbeitsgesellschaft und Arbeit bringt den Menschen Anerkennung. Diese Behauptung von mir wird auch durch die Studie von Marienthal, die ich bereits in Kapitel 4 vorgestellt habe, bestätigt. In dieser Forschungsarbeit wurde gezeigt, dass Arbeitslosigkeit zum Verlust der sozialen Stellung und des Ansehens der Einwohner von Marienthal führte.

Bei Arbeitslosigkeit findet ein Rückzug aus dem sozialen Leben statt, es beschränkt sich auf die Familie. Die Männer gingen früher gerne ins Gasthaus, das konnten sie sich bei Arbeitslosigkeit aber nicht mehr leisten. Die Arbeit diente als Druckmittel der Arbeitgeber und die Beschäftigten wurden oft kurzfristig vorübergehend gekündigt. Ein beliebter sicherer Arbeitgeber waren in der Zwischenkriegszeit auch die Österreichischen Bundesbahnen. Auch dort wurden laut den Erzählungen meiner Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen die Arbeiter oft kurzfristig entlassen.

Herr Nechansky von der Pensionsversicherungsanstalt schildert mir:

„Früher wurden alte Menschen, die nicht mehr arbeiten konnten, und nicht von den Verwandten betreut wurden, in Armenhäusern versorgt. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts gab es die Verbände der Arbeiter- Kranken- und Invalidenunterstützungsvereine. Bei den Selbsthilfekassen existierte eine freiwillige Mitgliedschaft und die Leistungen waren sehr bescheiden.“

Arbeit soll auch zu Heil verhelfen. Der lateinische Leitspruch der Benediktiner lautet:
“Ora et labora et lege. Deus adest sine mora.“

(<http://www.wegdermitte.de/index.htm?/aktuelles/ora-et-labora.htm>)

Die Übersetzung aus dem Lateinischen bedeutet: „Bete und arbeite und lese. Gott ist da.“ Dieser Spruch soll sicher besagen, dass Arbeit zu Gott führt und die Leute am Land lebten früher auch nach diesem Grundsatz.

7.3 Ernährung und Kleidung

Die Menschen in der Zwischenkriegszeit versuchten bei den Lebensmitteln zu sparen, wie die folgenden Erzählungen beweisen werden. Herr Franz aus Niederösterreich erzählt, dass am Land die frischen Waren direkt vom Erzeuger, also vom Bauern geholt wurden, wie zum Beispiel die frische Milch jeden Morgen. Er sagt:

„Die Milch wurde von uns Kindern jeden Tag frühmorgens mit der sogenannten „Milchpietschn“ (Blechkanne) direkt vom Bauernhof geholt.“

Herr Franz spricht dann weiter:

„Wenn der Vater arbeitslos war, dann ernährten wir uns größtenteils von Kartoffeln.“

Frau Hilde berichtet, dass einmal im Monat ein Großeinkauf getätigt wurde:

„Beim Greissler wurden einmal im Monat 10 kg Schmalz, 10 kg Zucker und 10 kg Mehl gekauft. Der Greissler hielt sein Geschäft auch am Sonntag am Vormittag offen, denn da kamen auch die Bauern ins Dorf. Er lieferte größere Bestellmengen nach Hause.“

7.3.1 Frühstück und Abendessen

Zum Frühstück und zum Abendessen gab es meist Malzkaffee, dazu wurde Brot eingebrockt. Frau Hilde erzählt:

„Manchmal bekamen wir abends auch eine Rahmsuppe oder ein Grießkoch. Bei uns am Land waren öfters zum Essen die Nachbarskinder eingeladen und so ging es dabei immer recht lustig zu, obwohl nie viel auf den Tellern war.“

Herr Rudi berichtet, dass es in Wien kostenlose Ausspeisungsstellen für Kinder in verschiedenen Schulen gab.

7.3.2 Hauptspeisen

Am Land kamen die Männer zum Mittagessen meist nach Hause. Frau Hilde aus Türnitz erzählt:

„Bei uns musste das fertig gekochte Essen um 12 Uhr zu Mittag am Tisch stehen. Um diese Uhrzeit heulten die Sirenen im Ort, damit alle fleißigen Leute wussten, dass Essenszeit war. Dann versammelte sich die gesamte Familie um den Esstisch und nahm gemeinsam das Mittagessen ein. Das gemeinsame Essen war ein richtiges Ritual. Zuerst begann der Vater zu essen und dann erst die übrige Familie. Auf das Tischgebet wurde niemals verzichtet. Bis heute habe ich die Gewohnheit beibehalten und möchte Punkt zwölf Uhr mein Mittagessen einnehmen.“

Die Bevölkerung hatte nicht viel Geld für Lebensmittel zur Verfügung. Während der Wochentage kochte man Gemüse wie Kohl, Spinat, Kraut mit Kartoffeln. Nur am Sonntag gab es Fleischspeisen. Frau Resi berichtet:

„Der Vater wünschte sich am Sonntag immer einen Schweinsbraten und Erdäpfelknödel dazu. Er aß dann gleich drei Knödel und bekam das größte Stück Fleisch. Trotzdem blieb er schlank. Wenn ein Stück Fleisch beim Mittagessen übrig blieb, dann gehörte es dem Vater und wurde für den nächsten Tag aufgehoben. Am Sonntag kauften wir bei der Milchfrau einen halben Eisblock. Das Eis wurde dann zerstoßen und in unseren Eiskasten gegeben. So konnte das Sonntagsmenü auch bis am Montag kühl gehalten werden.“

Frau Helli plaudert über die Essgewohnheiten in ihrer Familie:

„Wenn das Geld knapp wurde, dann gab es oft Mehlspeisen aus Germteig und besonders gerne aßen wir Mohnnudeln, Buchteln und Powidltascherl. Für diese Mehlspeisen werden keine teuren Zutaten benötigt. Man nimmt Mehl, Germ, Milch, Salz, Butter, Staubzucker und für den gesamten Teig braucht man nur 1 Ei. Es gab

nicht so kalorienreiche Süßspeisen wie heute. Der Vorteil war, dass die Kinder nicht an Übergewicht litten. Sehr häufig bekamen wir nur eingebrannte Erdäpfel als Hauptmahlzeit. Weiters kochte meine Mutter Kohl, Kraut, weiße Heurüben, Erdäpfeln und viele Mehlspeisen. Fleisch erhielten wir nur am Sonntag. Oft gab es Rindfleisch, damit wurde auch immer eine Suppe mit Einlage gekocht, selten gab es Schnitzel.“

Aus den Erzählungen ist ersichtlich, dass es Fleisch meist nur am Sonntag gab. Wenn das Geld knapp wurde, dann wurden billige Mehlspeisen gebacken. Die Mehlspeisen wurden stets selbst gebacken und nicht gekauft. Das Mittagessen nahmen die Familien gemeinsam ein.

7.3.3 Obst und Gemüse

Die Landbevölkerung war bei Obst und Gemüse Selbstversorger. Die meisten Familien hatten vor ihrem Haus einen Gemüsegarten und einige Obstbäume im Garten. Herr Rudi berichtet, dass die Wiener ihr Obst und Gemüse aus der Wachau bekamen. Die Boote fuhren in der Nacht weg und waren dann frühmorgens mit dem frischen Obst in Wien. Bei einer Wanderung durch die Wachau kam ich beim Schifffahrtsmuseum in Spitz vorbei und hier wurde die Erzählung von Herrn Rudi bestätigt. Die Fremdenführerin vom Schifffahrtsmuseum in Spitz bestätigt mir in einem Gespräch:

„Die Bauern und Obsthändler kauften in Linz gebrauchte Holzschiffe, beluden sie mit Landwirtschaftsprodukten und fuhren mit ihnen stromabwärts. In den Dörfern entlang der Donau boten sie ihre Waren an. Diese Obstschiffe wurden „Ardagger“ genannt und konnten bis zu 4.000 Kilogramm belastet werden. Die Zillen fuhren um 10 Uhr abends in Spitz weg und waren gegen 4 Uhr morgens in Wien. Die Boote legten in Wien am Donaukanal an und zwar bei der Friedensbrücke. Trotz starker Strömung auf der Donau wurde gerudert und so waren diese Fahrten nicht ungefährlich. Die Beförderung durch Obstzillen war noch bis 1940 üblich und wenn die Donau im Winter eisfrei war, dann kamen auch die Christbäume auf diese Weise nach Wien.“

Die Wiener Bevölkerung wurde täglich mit frischen Obst und Gemüse versorgt. Die armen Leute konnten sich diese Lebensmittel nicht leisten. Herr Hans erzählte bereits im Kapitel 6, dass die Wiener Kinder das Obst von den Booten stahlen.

7.3.4 Kühlung der Lebensmittel

Gekühlt wurden die Lebensmittel entweder in einem „Schaffel“ mit kaltem Wasser oder in der Stadt mit einem Eisblock von der Eisfabrik. Herr Erich kann sich an die Kühlung von Lebensmitteln in ländlichen Gebieten genau erinnern:

„Am Land wurden die Lebensmittel im Erdkeller aufbewahrt. Das Fleisch wurde geselcht oder in Gläser mit Schweineschmalz eingegossen. Die Eier wurden in Kalkwasser eingelegt.“

Das Haltbarmachen von Lebensmittel war auch für die Bevölkerung der Zwischenkriegszeit kein Problem.

7.3.5 Kleidung

In der früheren Zeit war modische Kleidung für die Menschen nicht wichtig. Frau Hilde aus Türnitz berichtet:

„Die Frauen am Land trugen meist lange Kitteln und Kopftücher.“

Frau Helli meint, dass die Kleidung für die Schulkinder unbedeutend war. Sie erzählt, dass die Kleidungsstücke immer größer gekauft wurden, sodass man sie oft zwei Jahre lang tragen konnte. Sie erklärt mir:

„Ich trug hohe Schuhe, einen grauen Hubertusmantel, eine Zipfelmütze, ein glatt – ein verkehrt selbst gestrickte Wollstrümpfe oder Sockerl, eine Bluse, einen Rock, eine Kleiderschürze und einen Pullover. Meine Haare wurden zu Zöpfen geflochten. Für Mode interessierte ich mich damals nicht.“

Frau Ilse liebte ihre Lederhose über alles. Sie sagt:

„Mode konnten sich nur die Reichen leisten. Ich trug einen Rock und eine Bluse, Baumwollstrümpfe, die mit einem Strumpfgürtel hielten, im Sommer Kniestrümpfe, Socken oder gar keine Strümpfe und hohe Schuhe zum Schnüren. Ich zog am liebsten meine Lederhose an. Damit konnte ich auf jeden Baum klettern, denn ich war so wild wie ein Bub. Zum Spielen zog mir meine Oma eine Kleiderschürze über das Gewand. Ich trug langes Haar, das zu zwei Zöpfen geflochten war. Die Oma band meine Zöpfe immer mit einem roten Band zusammen. Im Winter erhielt ich einen zu langen Mantel, der mir als wir ihn kauften viel zu groß war. Den konnte ich drei Jahre lang tragen und dann wurde das Kleidungsstück an Bekannte „weitervererbt“. Als Kopfbedeckung strickte mir Oma für den Winter eine warme Haube. Im Sommer trugen wir Holzpantoffeln oder wir liefen einfach barfuß.“

Frauen und Mädchen trugen über der Straßenkleidung eine Kleiderschürze um die Kleidungsstücke zu schonen. Frau Elfriede erinnert sich, dass sie immer eine frische Schürze sowohl für die Schule als auch für den Hof zum Spielen vorrätig hatte.

Herr Hansi kann sich an folgende Schulkleidung erinnern:

„Ich trug in der Schule eine Lederhose und später auch eine Knickerbocker. Außerdem zierten meine Beine lange Strümpfe, die durch ein Gummiband zusammengehalten wurden. Im Sommer trugen Burschen Sandalen und im Winter Schnürschuhe.“

Wenn man neue Kleidung brauchte, dann wurde diese nicht gekauft, sondern selbst angefertigt. Frau Emma weiß zu berichten:

„Was sollte man tun, wenn einem Kind eine Hose oder ein Mantel zu klein wurde? Wegzuschmeißen und ein neues Kleidungsstück zu kaufen, kam gar nicht in Frage. Die Kleidungsstücke wurden weiter gereicht. Das nächste kleinere Kind bekam das betreffende Stück.“

Frau Emma sagt dann weiter:

„Es kam auch vor, dass die Frauen alte Kleidungsstücke zertrennten. Sie besorgten sich billige Stoffe und schnitten dann die neuen Stücke nach dem Muster der alten Kleidung zu. Die meisten Familien besaßen keine Nähmaschine. Man kaufte keinen neuen Wintermantel für die Kinder, sondern ein alter Mantel eines Erwachsenen wurde zertrennt, gereinigt, gewendet, wattiert und für ein Kind umgenäht. Es gab auch Leute, die aus alten Decken Mäntel für den Winter mit der Hand nähten.“

Frau Justine erzählt, dass ihre Mutter neue Stoffe im Dorotheum bei Verlosungen erwarb.

„Da nähte die Mama dann sieben Dirndlkleider mit rosa Tupfen. Die gesamte weibliche Verwandtschaft trug dann beim sonntäglichen Familientreffen das gleiche Dirndl.“

Frau Resi erzählt, dass die Reinigung von alten Stoffen selbst erledigt wurde.

„Zuerst befeuchtete man ein Tuch mit Salmiak. Dieses wurde dann auf den Stoff gelegt und das Material gebürstet. Der Stoff wurde dann gewendet, sodass die Innenseite außen sichtbar wurde.“

Auch die Badebekleidung fertigten die Jugendlichen selbst an.

„Wenn die Sonne lachte und der Schotterteich verlockend aussah, dann strickten sich die jungen Fräuleins aus Baumwolle Hosen und falteten Kopftücher als Büstenhalter“, so gingen die Mädchen schwimmen, berichtet Frau Emma.

Besonders typisch für die Zwischenkriegszeit war das Tragen einer Sonntagsfestkleidung. Auch arme Leute besaßen eine Festtagskleidung, die nur an Feiertagen getragen wurde. Als typische Festtagskleidung für Kinder waren in der damaligen Zeit Matrosenanzüge und Matrosenkleider üblich. Wenn man die Sonntagskleidung nicht bar zahlen konnte, dann nahm man sich dafür sogar einen Kredit. Frau Elfriede berichtet:

„Die Sonntagskleidung wurde bei einem jüdischen Schneider namens Horowitz gekauft. Den Kaufpreis konnte man in kleinen Raten abstaten.“

Abb.3 Der jugendliche Herr Franz in seiner Sonntagskleidung



Als Erkenntnis aus dem Kapitel Kleidung kann gesagt werden, dass die Bekleidung für die Bevölkerung, sowohl für die Stadtmenschen als auch für die Landmenschen, nicht wichtig war. Sie wurde für die Kinder nie neu gekauft. Die Jüngeren mussten die Kleider der älteren Geschwister oder sonstiger Verwandter tragen. Geschickte Mütter nähten die Kleidung für die Kinder selber. Es wurden billige Stoffe erworben, die Stoffmuster und Farben konnten sich die Kinder nicht selbst aussuchen.

Typische Ausnahme für die Zwischenkriegszeit war der Besitz von Sonntagsbekleidung, die teilweise sogar auf Kredit angeschafft wurde. Für Mode interessierte sich nur die reiche Bevölkerung.

7.4 Religion

In der Zwischenkriegszeit spielte die katholische Kirche im Leben der Bevölkerung eine wichtige Rolle. Bereits zur Zeit der Habsburger gab es eine enge Verbindung zwischen der katholischen Kirche und dem Staat. Die Protestanten und Protestantinnen wurden aus dem Land vertrieben und wanderten zum Beispiel nach Siebenbürgen aus. Die Verflechtung von Kirche und Staat zeigte sich in der Zwischenkriegszeit daran, dass der christlich soziale Politiker Ignaz Seipel gleichzeitig Bundeskanzler und Prälat war. Im Jahre 1927 schoss das Militär auf Arbeiter und seit damals hatte Ignaz Seipel

im Volk den Beinamen „Blutiger Prälat oder auch Prälat ohne Milde“, erklärt mir Herr Rudi.

Der Pfarrer bildete eine bedeutende Rolle in der Gesellschaft. Er war angesehen und die Bevölkerung erwies ihm den nötigen Respekt. Der Pfarrer war eine Amtsperson der Kirche und führte Taufbücher und Sterbebücher. Er war eine sehr gebildete Person und kümmerte sich vor allem um junge und alte Leute. Professor Girtler schreibt in seinem „Lesebuch“ über bäuerliche Kulturen, dass es für Bauern eine besondere Ehre war, wenn die Söhne Priester wurden. Die Pfarrer bemühten sich um die Verbreitung von christlichen Moralvorstellungen.

Den Kindern wurde von klein auf der Christliche Glaube näher gebracht.

„Das Kreuzzeichen zu erlernen und zu Schutzengeln zu beten wurde schon den Vorschulkindern angelernt“, sagt Frau Irma aus Wien. Sie kann sich noch gut an das Gebet erinnern:

„Schutzengerl, komm' zu mir, mach ein frommes Kind aus mir, mein Herz ist klein, darf niemand hinein, als du mein liebes Schutzengelein.“

Die folgende Erkenntnis aus der Beziehung zur Religion ist typisch:

Die Kinder hatten vor dem Pfarrer große Ehrfurcht, aber sie besuchten trotzdem gerne die Heilige Messe. Frau Hilde berichtet:

„Wir hatten großen Respekt vor dem Herrn Pfarrer. Die Landbevölkerung war früher sehr gläubig. Wir besuchten gerne die Messe, da immer so schön gesungen wurde. Außerdem wurde der sonntägliche Kirchgang vom Herrn Pfarrer durch Fragen im Schulunterricht überprüft.“

In der Stadt und am Land waren früher die Kirchen am Sonntag überfüllt. Vielleicht war dies dadurch begründet, dass die Menschen ärmer waren und darum mehr an Gott glaubten und hofften, durch Gott zu einer „Errettung aus dem Jammertal“ zu kommen.

In der Kirche saßen Frauen und Männer auf getrennten Seiten. Die Kinder und Erwachsenen gingen regelmäßig zur Heiligen Beichte.

Die Stellung des Pfarrers war am Lande ganz anders als in der Stadt. Am Land übernahm der Geistliche mehr erzieherische Funktionen, da die Eltern im Allgemeinen nicht so viel Zeit hatten sich um die Kinder zu kümmern. Die folgenden Beispiele sollen diese Unterschiede deutlich machen.

Frau Hilde beschreibt ihre religiösen Erfahrungen folgendermaßen:

„Je ärmer die Menschen waren, desto mehr nahmen sie Rücksicht auf ihre Mitmenschen. Sie teilten mit ihnen. Die Kinder beichteten jede Kleinigkeit, auch wenn sie nur einen Käfer zerdrückt hatten. Sie fürchteten sich vor Hölle und Fegefeuer.“

Herr Franz aus Niederösterreich hat seine Erstkommunion in unangenehmer Erinnerung. Die Kinder wurden vom Pfarrer auch gerügt. Er erzählt:

„Nach dem Empfang der Hostie musste ich wieder zu meinem Platz zurückgehen. Dabei hielt ich den Kopf geradeaus gerichtet, anstatt zu Boden zu blicken. Am nächsten Tag wurde ich in den Pfarrhof beordert, wo ich vom Dechant eine unangenehme Predigt zu hören bekam. Im Wiederholungsfall würde er mich vom Kirchengang ausschließen. Ich schämte mich sehr.“

Herr Leopold Engleitner aus Gmunden hatte ernsthafte Probleme mit dem örtlichen Pfarrer. Die gab es natürlich auch, aber sie waren nicht typisch. Er war ein Einzelfall, denn er trat aus der Kirchengemeinschaft aus. Er berichtet folgende mündliche Geschichte:

„Ich war nicht sehr gläubig und weigerte mich Bilder anzubeten. Mit der Einmischung der Religion in Kriege war ich nicht einverstanden. Auch die Antworten des Pfarrers konnten mich nicht überzeugen. Im Oktober 1931 begleitete ich einen Wanderkameraden zu einer Zusammenkunft der Bibelforscher „Zeugen Jehovas“. Dieses Ereignis sollte mein weiteres Leben bestimmen. Meine Eltern baten mich nicht aus der römisch-katholischen Kirche auszutreten, doch ich war nicht davon

abzubringen. Für den Kirchenaustritt benötigte ich meinen katholischen Taufschein. Der Pfarrer verweigerte die Herausgabe des Taufscheines. Über die Bezirkshauptmannschaft Gmunden erhielt ich diesen und trat aus der römisch-katholischen Kirche aus.“

Der Pfarrer verkündete den Kirchenaustritt am Sonntag bei der Heiligen Messe:

„Diese Brut aus Weinbach ist aus der Kirche ausgetreten.“

Die Städter wurden nicht so kontrolliert von den Pfarrern. Sie fürchteten sich nicht vor dem Katecheten.

Herr Erich aus Wien sagt:

„Mein Vater war kein großer Kirchengänger, aber er legte auf christliche Erziehung viel Wert. Der Gottesdienst am Sonntag wurde in der Schule abgehalten. Wenn man nicht in die Schulpfarre kam, dann musste man eine Bestätigung vom Bezirkspfarrer bringen, dass man die Heimatpfarre besucht hatte.“

Frau Helli aus Wien berichtet mir, dass ihr Pfarrer ein „klasser Kerl“ war. Sie erzählt:

„Ich bin römisch katholisch getauft, aber meiner Mutter und meiner Oma war die Religion nicht wichtig. Ich besuchte in der Schule regelmäßig den Religionsunterricht. Wir waren eine gemischte Klasse. Unser Religionslehrer, der Herr Pfarrer, war ein Superkerl, bei dem ich auch die Erstkommunion erhielt. Trotzdem besuchte ich nicht regelmäßig die Heilige Messe. Es hatte keinen Einfluss auf die Religionsnote. Einmal im Monat musste ich aber beichten gehen. Ich mochte eigentlich nicht bei unserem Herrn Pfarrer beichten, es war sehr unangenehm. Mit meiner Freundin fanden wir dann einen anderen Pfarrer für die Beichte.“

Die 10 Gebote und die kirchlichen Fasttage wurden früher streng eingehalten.

„Der Aschermittwoch war, wie der Karfreitag ein strenger Fasttag. Der Freitag galt ja damals das ganze Jahr über als ein Fasttag. Da kam meistens eine Rahmsuppe auf

den Mittagstisch. In der Fastenzeit hielt man sich streng an das Fleischverbot. Als weitere katholische Fasttage galten früher die Quatembertage. Sie fanden am Mittwoch, Freitag und Samstag nach Pfingsten, nach dem Adventsonntag und dem ersten Fastensonntag statt“, weiß Frau Hilde zu berichten.

Die Leute waren sehr gläubig und Austritte aus der Kirche wie bei Herrn Engleitner waren selten. Die Gemeinschaft der Gläubigen gab ihnen Sicherheit. Die Religion erzeugte bei Kindern am Land mehr Angst, da sie auch in ihrer Freizeit der Kontrolle durch den Pfarrer im dörflichen Lebensalltag ausgesetzt waren. Dieser kannte ja jedes Kind auch privat ganz genau und war auch stets in den Familien eingeladen. Sie lernten Disziplin und nur mit dieser Fähigkeit konnten sie die schlechten Zeiten überwinden.

Der Gedanke der Nächstenliebe und der Grundsatz: „Was ihr den Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir angetan“, wurde von der Bevölkerung aktiv gelebt.

Die Leute nahmen die Nächstenliebe ernst. Es gab entweder die Dorfgemeinschaft oder die Hausgemeinschaft, wo man sich gegenseitig um einander kümmerte.

Das schwere Leben, das die Leute führten, zeigt sich auch beim nächsten Thema.

7.5 Wäsche waschen

Diese Hausarbeit war für die Frauen eine besondere Plage. Die Reichen erledigten diese Arbeit nicht selbst. So war das Wäschewaschen für die ärmeren Frauen eine der wenigen Möglichkeiten in der Stadt sich Geld dazu zu verdienen. Frau Erna bestätigt die Erzählungen von Frau Aloisia und Herrn Hans aus Kapitel 6, dass Wäschewaschen eine langwierige anstrengende Arbeit war. Sie sagt:

„Die Waschküche des Hauses war im Keller. Hier befanden sich ein Holzwaschtrog, eine Rumpel, einige Bürsten und ein Ofen zum Einheizen. Die Wäsche wurde von meiner Mutter am Vorabend des Waschtages in Soda eingeweicht und am nächsten Tag mit Schichtseife gewaschen. Das Waschen mit Rumpel und Reißbürsten und das anschließende Schwemmen waren sehr Kräfte raubend. Zum Trocknen wurden im Hof

Stricke gespannt und die frisch gewaschene Wäsche luftfrisch getrocknet. Bei Regen- oder Schlechtwetter musste die Wäsche im Wäschekorb auf dem Dachboden oberhalb des vierten Stockwerkes getragen werden, wo man sie maximal für einen Tag beziehungsweise eine Nacht trocknen durfte, da am nächsten Tag bereits eine weitere Mieterin die Waschküche und den Dachboden benützen wollte. Auch das Bügeln war in dieser Zeit anstrengend. Gebügelt wurde mit einem gusseisernen Bügeleisen. Im Inneren befand sich ein Hohlraum, den man mit einem Riegel öffnen und schließen konnte. Der Eisenkern, das so genannte Stacheleisen, wurde im Ofen glühend gemacht und im Bügeleisen verschlossen.“

Frau Justine berichtet, dass sich ihre Mutter Geld verdiente, indem sie Wäsche für eine reiche Familie wusch. Sie erzählt:

„Mein Vater wurde bei der Eisenbahn bereits mit 45 Jahren pensioniert und bekam daher nur eine kleine Rente. Die Mutter hatte Glück und konnte regelmäßig für die Familie Dr. Stern in der Liechtensteinstraße die Wäsche waschen und bügeln. Ich ging bei der Lieferung der Wäsche immer mit und bekam als Geschenk 17 Groschen. Für dieses Geld erhielt ich beim Pferdefleischhauer ein „Laberl“ mit Leberkäse. Auf diese Köstlichkeit freute ich mich besonders.“

Frau Justine meint, dass es ein großes Glück für ihre Familie war, dass die Mutter die Wäsche für die Familie Stern waschen, ausbessern und bügeln durfte. So wurde ihre Not gelindert und sie mussten nie Hunger leiden. Sie konnte sich sogar kleine Leckerbissen kaufen, die sie sonst nicht bekam.

7.6 Krankheiten

Wenn die Leute krank wurden, dann versuchten sie sich selbst zu behandeln und nur in schweren Fällen, beispielsweise bei hohem Fieber, wurde der Arzt geholt. Die Mutter nahm früher die Rolle des praktischen Arztes ein. Eine Krankenversicherung für Arbeiter und Arbeiterinnen gab es ab dem Jahr 1926. Für selbstständig tätige Personen gab es keine Krankenkasse, die mussten den Arztbesuch selber bezahlen. In jedem

größeren Gemeindebau war eine Arztpraxis untergebracht. Am Land wurde der Arzt nicht mit Geld, sondern mit Naturalien wie Eiern und Speck bezahlt.

„Wenn wir Kopf- oder Bauchschmerzen hatten, dann nahm unsere Mutter die Rolle des Arztes ein und pflegte uns sehr liebevoll“, sagt Frau Irma. Weiters schildert sie mir, dass sich die Bevölkerung vor Infektionskrankheiten wie zum Beispiel Diphtherie und Tuberkulose sehr ängstigte.

Herr Hansi erklärt, dass die Bevölkerung gegen das Fieber die Krenkette verwendete. Er sagt:

„Die Mutter schnitt den Kren in Scheiben und fädelt diese auf einer Schnur auf. Die Kette legte man den Kindern um den Hals. Sie zog das Fieber aus dem Körper des Kranken heraus. Es gab auch noch eine andere Möglichkeit das Fieber zu bekämpfen. So wurde uns auf die Fußsohlen ein Sauerteig geschmiert. Das war ein Mehlteig, der mit Essig verrührt wurde. Mama nannte den Teig Krapatscherl.“

Der gesprächige Herr berichtet mir weiter:

„Bei Durchfall gab es Pferdefleisch zum Essen. Es ist ein ganz mageres Fleisch. Gigerer war ein volkstümlicher Begriff, so nannten wir das Pferdefleisch und auch die Pferdefleischhauer.“

Die Mütter hatten fast gegen jede Krankheit ein wirksames Hausmittel.

Zusammenfassend kann man zum Thema Krankheiten sagen, dass die Leute nicht wegen jeder kleineren Unpässlichkeit den Arzt befragten, sondern sich zuerst einmal selbst behandelten.

7.7 Erziehung

Die Erziehung früher war geprägt von Respekt und Disziplin. Es war eine Gesellschaft, wo das Wort des Vaters zählte. Frau Erna schildert:

„Der Vater war genauso wie der Herr Pfarrer eine Respektsperson. Die Anordnungen wurden größtenteils befolgt und es wurde nicht zurück gesprochen. Die älteren Kinder waren dem Vater für ihre jüngeren Geschwister verantwortlich.“

Die Kinder folgten trotzdem manchmal den Anordnungen der Eltern nicht.
So berichtet Frau Ilse:

„Ich nagelte auf einem Baum ein Brett um da oben sitzen zu können. Wenn die Eltern böse auf mich waren, kletterte ich auf den Baum zu meinem Brett. Da konnten sie schimpfen was sie wollten. Ich rührte mich nicht von der Stelle.“

Den Vätern war es besonders wichtig, dass die Söhne eine gute Schulausbildung bekamen und laut Herrn Hansi hörte man in den Familien stets den Ausspruch:

„Buam, lernt's was!“ „Außerdem gab es ohne schnäuzen und kampeln kein Fortgehen“, ergänzt Herr Hansi. Das heißt, man musste sich die Nase putzen und sich frisieren bevor man das Haus verlassen durfte.

In der Volksschule war früher vor allem die religiöse Bildung von Bedeutung, erzählt Herr Franz. Die Kinder waren der Strenge und ständigen Kontrolle durch die Lehrer und Lehrerinnen ausgesetzt. Er erzählt mir, dass der bedeutendste Schulreformer der Zwischenkriegszeit der Sozialdemokrat Otto Glöckel war. Herr Franz sagt:

„Otto Glöckel wollte den Schulunterricht reformieren und meinte, dass es zuviel Religionsunterricht in der Schule gäbe. Bereits ab 1919 waren Mädchen in Knabenmittelschulen zugelassen.“

Otto Glöckel trat laut einem Internetbericht der Universität Graz für eine Arbeitsschule ein. In dem Bericht finde ich folgende Erklärung:

„Arbeitsschule bedeutet, dass das Kind durch geschickte Führung des Lehrers das Neue selbst entdecken, erforschen, erarbeiten soll.“ (<http://www.gewi.uni-graz.at/piluwe>)

Otto Glöckel engagierte sich für eine Gesamtschule. Diese Forderung wurde bis heute nicht erfüllt. Er erkannte bereits, dass Bildung der wichtigste Weg zur Flucht aus der Not war.

Herr Franz berichtet über seine Schulzeit:

„Die Erziehung war streng und es herrschte große Disziplin bei uns in der Klasse. Die letzte Bankreihe wurde als Eselsbank bezeichnet. Dort wurden die besonders schlimmen Schüler hingesezt. Bei Unaufmerksamkeit teilte der Herr Lehrer auch Ohrfeigen oder Schläge mit dem Rohrstab aus.“

In ländlichen Gegenden gab es oft nur ein Klassenzimmer für acht Jahrgänge. In der Schule saßen die Mädchen und Burschen durch einen Mittelgang getrennt und es war eine Schande, wenn ein Bursch neben einem Mädchen sitzen musste. Herr Franz erzählt weiters:

„Einmal schämte ich mich sehr als ich zur Strafe mitten unter die Mädchen gesetzt wurde.“

Für Lehrerinnen gab es laut Frau Erna in den Zwanzigern und Dreißigern des vorigen Jahrhunderts ein Lehrerinnenzölibat. Sie sagt:

„Wenn Lehrerinnen heiraten wollten, dann mussten sie den Schuldienst verlassen. Man war der Ansicht, dass die Erzieherinnen durch die Ehe sowieso versorgt wären.“

Den Kindern wurde so weit es möglich war eine Ausbildung gestattet. Sie sollten im Leben mehr Chancen haben als ihre Eltern. Das Forschungsprotokoll zeigt, dass viele Burschen schon damals eine Mittelschule besuchen durften, die Mädchen absolvierten teilweise auch höhere Schulen oder sie wurden oft in Haushaltungsschulen geschickt, wo sie Kochen und Nähen lernten. Frau Elfriede erzählt, dass sie leider nicht ihren Traumberuf ergreifen durfte:

„Ich wollte Lehrerin werden, aber diese Ausbildung konnten sich meine Eltern nicht leisten. Ich lernte nach der Grundschule in einer Haushaltsschule Weißwäsche nähen.“

Dies war zwar nicht mein Traumberuf, aber ich hatte dafür Verständnis, dass meine Eltern mir keine teure Ausbildung zahlen konnten und das Nähen machte mir auch Spaß.“

In der Freizeit durften die Kinder frei und unbeaufsichtigt spielen, nur bei Einbruch der Dunkelheit mussten sie zuhause sein. Wenn man sich nicht an diese Regel hielt, dann bekam man Schläge.

„Die Bauernkinder am Land beneideten ihre Freunde aus den Arbeiterfamilien, da diese viel mehr Freizeit hatten“, erzählt mir Frau Hilde.

Die Kinder wurden von ihren Eltern und Lehrern und Lehrerinnen mit Gewalt und weniger mit Liebe erzogen.

Abb.4 Volksschulzeit von Frau Aloisia -aufgenommen im Dezember 1931



7.8 Wünsche

Die Wünsche der Kinder waren sehr bescheiden und betrafen meist nur Kleinigkeiten. Die Wiener Kinder wünschten sich einen Ausflug in den Wurstelprater. Für die Landkinder war eine Schokoladetorte, der größte Wunsch. Normalerweise gab es nur Mehlspeisen, die mit Hilfe von Germ hergestellt wurden.

Zu Weihnachten bekamen die Mädchen eine Puppe mit selbst gestrickten Kleidern und die Buben selbstgebastelte Autos aus Holz. Das wichtigste für die Kinder war der Christbaum. Frau Emma aus dem Burgenland berichtet:

„Zu Weihnachten backte meine Mutter Brot. Nicht nur schwarzes Brot, sondern auch weißes Brot mit Rosinen drinnen, weil halt Weihnachten war. Da wir Hasen hielten, gab es Hasenbraten. Ich freute mich, wenn ich zu Weihnachten ein nacktes Püppchen geschenkt bekam. Ich nannte es „Banscherl“ und nähte der Puppe die Kleider selbst aus alten Stoffresten.“

Diese kleine Erzählung zeigt, dass früher nur schwarzes Brot gegessen wurde. Weißes Brot war eine Seltenheit.

Frau Hilde erzählt über ihre Erinnerungen an Weihnachten:

„Wir hatten immer einen Christbaum. Er war nur mit Kerzen und Stollwerkzuckerln geschmückt. Meistens bekam ich als Weihnachtsgeschenk eine Kleiderschürze oder selbstgestrickte Strümpfe oder Socken.“

Die Kinder kannten keinen Luxus und daher waren die Wünsche nicht sehr anspruchsvoll.

7.9 Verkehr

Autos besaßen nur wichtige Personen. Der Vorteil war, dass auf den Strassen wenig Verkehr war. Frau Resi aus Wien berichtet:

„Wir spielten auf der Ringstrasse, damals gab es da ja wenig Verkehr. Es fuhr nur ab und zu ein Pferdefuhrwerk vorbei.“

Die Bevölkerung ging größtenteils zu Fuß. Mit dem Pferdefuhrwerk waren hauptsächlich der Molkereiwagen und der Bierwagen unterwegs. Die freundliche Frau Ilse aus Reichenberg erzählt :

„Die Straßenböden der Hauptstraßen bestanden aus großen Pflastersteinen. Die Menschen waren mit Fahrrädern und Pferdekutschen unterwegs. Ich wohnte in einer Seitengasse. Der Straßenboden in den Seitengassen war aus Sand und Steinen. Der Nachteil dieser Gasse war, dass die Kinder immer abgeschundene Füße nach dem Spielen hatten. Die Kinder liefen früher fast das ganze Jahr barfuss. Der Vorteil bestand, dass dort ein geringes Verkehrsaufkommen vorherrschte.“

Frau Emma aus dem Burgenland erklärt ebenfalls, dass es wenig Verkehr gab. Sie berichtet:

„Früher gab es wenig Straßenverkehr. Mein ältester Stiefsohn Willi lief immer beim großen Tor raus auf die Strasse. Das könnte er jetzt nicht mehr tun, weil er sofort zusammengeführt würde. Ich sage immer: Früher war es schöner, jetzt ist alles zubetoniert.“

7.10 Politik

Mit der Auflösung der Monarchie gaben fast alle maßgeblichen Persönlichkeiten Österreich keine Überlebenschance.

„Der Ruf Anschluss an Deutschland wurde immer lauter, niemand glaubte an die Überlebenschance Österreichs, “ meint Herr Erich. Er war schon als Kind politisch interessiert und er erzählt mir aus seiner selbst erlebten Geschichte:

„Von meinen Eltern erfuhr ich, dass sich nach dem 1. Weltkrieg die Bevölkerung und vor allem auch die Sozialdemokraten den Anschluss an Deutschland wünschten. Der Anschluss wurde aber durch den Friedensvertrag von St. Germain verboten. Man hörte in der Bevölkerung folgenden Satz: „Der Seipel gehört in die Wurstmaschine.“ Dr. Seipel von der christlich sozialen Partei war damals Kanzler. Die Parteien bildeten Schutzverbände. Bei den Christlich Sozialen entstand die Heimwehr und die Sozialdemokraten vereinigt mit den Kommunisten organisierten sich im Schutzbund. Die Leute waren mit dem harten Sparkurs unter Bundeskanzler Seipel nicht einverstanden und es kam 1922 zu zahlreichen Demonstrationen. Im Parlament wurde oft lautstark gestritten. Ich kann mich auch noch gut an den Justizpalastbrand erinnern. Als Vorgeschichte ist zu erwähnen, dass es immer wieder zu Streitigkeiten und

Auseinandersetzungen zwischen den jeweiligen Schutzverbänden kam. Schließlich endete ein Streit in der burgenländischen Ortschaft Schattendorf mit dem Einsatz von Waffen. Das Ergebnis war, dass zwei Menschen getötet und mehrere Personen schwer verletzt wurden. Im Wiener Landesgericht begann der Prozess gegen die Schattendorfer Scharfschützen, der mit einem Freispruch der Angeklagten endete. Daraufhin folgten Proteste und Demonstrationen gegen die Urteile und am 15.7.1927 kam es zum Sturm und zur Brandlegung des Justizpalastes. Damals wurden der Feuerwehr die Schläuche durchgeschnitten und so gab es auch einige Tote. Den Brand konnten wir sogar von unserer Urlaubsort am Gießhübl sehen. Dr. Seipel verlangte gegen die Drahtzieher streng vorzugehen. “

Frau Resi berichtet über weitere Kindheitserinnerung aus der damalige Zeit:

„Ich kann mich besonders gut an das Jahr 1933 erinnern, denn da wurde der Maiaufmarsch der Sozialisten verboten. Am Luegerplatz waren Maschinengewehre aufgestellt. 1934 wurde sogar auf Polizei und Gemeindebeamte geschossen und Teile des Karl Marxhofes, des Goethehofes und des Sandleitenhofes wurden in Trümmer gelegt. Die Sozialistische Partei wurde verboten und seit 1936 bestand ein Versammlungsverbot. Wenn mehr als 3 Personen zusammenstanden, dann konnte die Polizei einschreiten“, sagt Frau Resi.

Die Familie von Erich gehörte der Christlich sozialen Partei an und die Familie von Resi den Sozialdemokraten und so erzählen sie mir die eben geschilderten Erlebnisse aus ihrer politischen Sichtweise. An den Justizpalastbrand können sich alle untersuchten Personen aus Wien erinnern. Dieses Ereignis schauten sich die Leute an und die Polizisten schossen in die Menge.

Abb.5 Luegerplatz im Jahre 1933



Dieses Foto wurde am 1.5.1933 vom Vater von Frau Resi persönlich aufgenommen. Sie wohnte im Haus gegenüber.

7.11 Analyse

Zusammenfassend können folgende wertvolle Schlüsse aus den Erzählungen gewonnen werden:

Das Leben der österreichischen Bevölkerung spielte sich größtenteils in kleinen und ärmlichen Wohnungen ab. Die Mieten für Stadtwohnungen wie auch Landwohnungen konnte sich die Bevölkerung nur schwer leisten. Die Mietzahlung forderte einen Großteil des Monatseinkommens. Nur in Wien verbesserte sich die Wohnlage durch den sozialen Wohnbau für Arbeiter und Arbeiterinnen. Die Wohnungen waren billig und trotzdem komfortabel.

Selbständig tätige Personen konnten meist ihre Berufe nicht ausüben, da sie keine Aufträge bekamen. Der Vater von Hans war Schuster, der Vater von Erich war

Kupferschmied und der Vater von Irma war Schneider. Sie bekamen nur Aufträge, wenn die Leute Geld hatten und das war eher selten. Oftmals nahmen sie Aufträge an und wurden erst bei Zahlungsfähigkeit ihrer Kunden entlohnt. In der Zwischenzeit verdienten die bisher selbständig tätigen Personen Geld mit Hilfstätigkeiten oder halfen den Verwandten am Land bei der Feldarbeit. Dafür wurden sie mit Naturalien entschädigt.

Die Ernährung der Menschen war bescheiden. Die Landbevölkerung hatte alles selbst zur Verfügung, die Stadtbevölkerung hatte es da schon schwerer. Das Obst für die Wiener wurde auf der Donau transportiert, aber die Armen konnten es sich nicht leisten. Das Haltbarmachen der Lebensmittel bereitete auch den einfachen Menschen keine Schwierigkeit. Kleidung war für die Menschen nicht wichtig, mit Ausnahme der Festtagskleidung. Die Frauen nähten und reinigten die Kleidungsstücke meist selbst. Einige Personen schafften die Sonntagskleidung mit Ratenzahlungen an.

In der Zwischenkriegszeit gab es eine Verknüpfung von Staat und Kirche, die besonders stark in der Zeit des Ständestaates zu verspüren war. Der Pfarrer war besonders wichtig für die Landbevölkerung. Er war meist die gebildeteste Persönlichkeit im Dorf und kümmerte sich um die Erziehung der Kinder und um die Kranken im Dorf. Die christliche Nächstenliebe spielte im Dorfleben eine tragende Rolle. Die Armen halfen sich gegenseitig, man borgte sich auch Geld. Das ganze Dorf stand unter der Kontrolle des Pfarrers. Jeder kannte jeden und so blieb im Dorf nichts geheim. Diese Gemeinschaft der Gläubigen gab den Menschen Sicherheit nicht alleine gelassen zu werden. Der Geistliche kümmerte sich vor allem um Kinder und Kranke.

Wäsche waschen war für die Frauen der Zwischenkriegszeit eine langwierige Prozedur. Diese Tätigkeit brachte den armen Bevölkerungsschichten die Möglichkeit eines zusätzlichen Verdienstes, denn in den reichen Familien wurde die Wäsche nicht selbst gewaschen und so konnten viele arme Frauen durch Waschen und Bügeln fremder Wäsche Geld erwerben.

Leichtere Krankheiten wurden meist selbst behandelt. Die Mütter trockneten Blüten und Früchte und stellten Tees und Salben oft selber her. In Wien gab es in den größeren Gemeindebauten Arztpraxen und Frau Elfriede erzählt, dass die Ärzte schon von selber

in die Familien schauten, wenn sie die Kinder im Gemeindehof einige Tage nicht sahen. Die Leute fürchteten sich damals sehr vor Infektions- und Lungenkrankheiten. Die Ärzte am Land wurden meist mit Lebensmittel bezahlt.

Die Erziehung der Kinder erfolgte größtenteils durch den Pfarrer und die Lehrer und Lehrerinnen. Der Vater kümmerte sich besonders um die Erziehung seiner Söhne. Ein bedeutender Schulreformer der Zwischenkriegszeit war Otto Glöckel. Er wollte schon damals eine Einheitsschule um allen Kindern das gleiche Recht auf Bildung zu geben. Den Berufswünschen von Knaben wurde meist entsprochen, die Mädchen wurden in Haushaltungsschulen geschickt. Bei ihnen nahm man an, dass sie sowieso einmal Kinder zur Welt bringen und von ihren Ehegatten dann erhalten werden.

Die Weihnachtswünsche der Kinder waren bescheiden und am Christbaum hingen meist nur Stollwerkzuckerl. Die Kinder bekamen selbstgebasteltes Spielzeug oder neue selbstgestrickte Socken oder Strümpfe.

Auf der Strasse fuhren meist nur Pferdefuhrwerke, nur die Wiener und Wienerinnen erzählten mir von der Tramway. Die Straßenbahn war nicht billig und daher ging die Bevölkerung zu Fuß. Autos verkehrten nur wenige. Diese waren den Ärzten und Geschäftsleuten vorbehalten. Die Strassen waren in schlechtem Zustand, denn es gab meist nur Sandstrassen. In dieser Zeit wurde die Wiener Höhenstrasse gepflastert und dadurch wurden zahlreiche Arbeitsplätze geschaffen.

Klerus und Politik waren in der Zwischenkriegszeit eng verbunden. 1927 schoss das Militär auf die Arbeiter und seit diesen Tagen wurde Dr. Ignaz Seipel als „Prälat ohne Milde“ oder auch „blutiger Prälat“ bezeichnet. (Dosedla 2008: 113-116)

Die Menschen fühlten sich im Großen und Ganzen subjektiv nicht arm, weil sie keine Klassenunterschiede in ihrer näheren Umgebung sahen. Es gab aber schon Teilbereiche des Alltagslebens, wo sich die Kinder benachteiligt fühlten, zum Beispiel im Bereich der Kleidung. Das Gemeinschaftsleben spielte sich zuhause ab. Wenn das Wirtschaftsgeld der Mutter ausging, dann gab es einfach billiges Gemüse wie Spinat, Fisolen und Kohl zum Essen, erzählt mir Herr Rudi. Hunger leiden mussten meine

Gesprächspartner und meine Gesprächspartnerinnen nicht. Bei den Schulfreunden und Schulfreundinnen gab es auch nicht mehr Luxus.

Wenn die Kinder in befreundeten reicheren Familien eingeladen waren, dann wurden sie dort mit verköstigt. In den Schulen in Wien erhielten die Schüler und Schülerinnen zu Mittag eine kostenlose Ausspeisung. Man hört bei den beobachteten Personen immer wieder den Ausspruch: „*Andere waren ärmer als wir.*“

Die beobachteten Personen erzählen, dass in manchen Familien die Männer am Freitag nach der Lohnauszahlung nicht nach Hause gingen um den Frauen ein Wirtschaftsgeld zu bringen, sondern sie ließen einen Großteil ihres Wochenlohnes dann gleich im Wirtshaus. In solchen Fällen litt die Familie Not. Die untersuchten Personen kommen zum Großteil aus Familien, wo die Eltern verheiratet waren. Wenn die Väter nicht bei der Familie wohnten, dann ging es den Kindern schlechter. Die Kinder wuchsen dann auch oft bei der Großmutter auf, weil die Mütter dann ganztags arbeiten gingen.

Im nächsten Kapitel werde ich genauer auf die zwischenmenschlichen Beziehungen zwischen Verwandten und Nachbarn eingehen. Diese sozialen Beziehungen waren in der Zwischenkriegszeit besonders wichtig, da sie zum Überleben der Bevölkerung beitrugen.

8 VERWANDTE UND NACHBARN

Die nächsten Erzählungen werden zeigen, dass Werte wie Nachbarschaft und Verwandtschaft in der Gesellschaft hohes Ansehen genossen. In Zeiten von Not halfen sich die Verwandten und Nachbarn gegenseitig. Nächstenliebe wurde aktiv praktiziert. Diese Behauptung von mir klingt vielleicht etwas zu optimistisch. Bei näherer Analyse der Gespräche bemerkt man allerdings, dass eine andere Lebenseinstellung gar nicht möglich gewesen wäre. So wurde das Überleben der Menschen gesichert. Professor Dr. Girtler bestätigt in seinem Buch „Echte Bauern“, dass die Landbevölkerung früher zusammen hielt. Er schreibt: „Man musste sich auf den Nachbarn verlassen können, auch wenn ein Haus gebaut oder nach einem Brand wieder errichtet wurde.“ (Girtler 2002: 97)

„Diese Werte wie Verwandtschaft und Nachbarschaft machten den Menschen ein Überleben in der Not überhaupt erst möglich“, sagt Herr Erich.

In der Zwischenkriegszeit waren sie von besonderer Bedeutung. Ferdinand Tönnies weist in seinem Werk „Gemeinschaft und Gesellschaft“ auf den Zusammenhang zwischen den Begriffen Nachbarschaft und Verwandtschaft hin. „Nachbarschaft verhält sich zur Verwandtschaft wie das Verhältnis zwischen Gatten. Was hier das gegenseitige Gefallen für sich leistet, muss dort durch gegenseitige Gewöhnung unterstützt werden.“ (Tönnies 2005: 14)

8.1 Verwandte

Die Verwandten unterstützten sich gegenseitig. Sie leisteten nicht nur finanzielle Hilfe, sondern die Städter halfen der Landbevölkerung auch bei der Bewältigung ihrer täglichen Arbeit, zum Beispiel beim Arbeiten am Feld. Ohne die Hilfe der Verwandten hätte die ärmliche Bevölkerung die Arbeit zur Erntezeit gar nicht alleine bewältigt.

8.1.1 Unterstützungshilfe für Verwandte

Frau Elfriede berichtet, dass ihr Vater wegen politischer Aktivitäten mit 38 Jahren arbeitslos wurde und keine neue Arbeit fand. Er arbeitete dann bei seinem Bruder auf dessen Hühnerfarm und war froh eine Beschäftigung zu haben. Diese Farm war in Lang Enzersdorf und jeden Sonntag besuchte die gesamte Familie den Bruder ihres Vaters zu Fuß. Sie sagt:

„Wir waren jeden Sonntag zum Mittagessen und zur Jause bei unseren etwas reicheren Verwandten eingeladen. So konnten wir uns einmal in der Woche richtig satt essen.“

Die finanzielle Unterstützung für Geschwister hatte in manchen Fällen auch negative Auswirkungen. Der Vater von Frau Ursula bürgte seinem Bruder bei einem Kredit. Der Mann konnte aber dann seine Schulden nicht mehr zurückzahlen. Frau Ursula berichtet:

„Der Bruder meines Vaters namens Karl betrieb ein Kaffeehaus. Mein Vater bürgte ihm für einen Geschäftskredit. Eines Tages ging Onkel Karl in den Freitod, da er die Schuldentrückzahlungen nicht mehr leisten konnte und wir verloren sämtliches Vermögen. Das Geschäft samt Wohnhaus wurde versteigert. Der Reichtum war zu Ende. Da zur gleichen Zeit die Großmutter verstarb, erhielten wir die Wohnung von Oma zum Weiterleben. Wegen der Trauer durfte man ein halbes Jahr in der Wohnung der Großmutter keine Musik spielen. Von nun an gab es regelmäßig Eintopf oder Suppen als Hauptspeise. Fleisch war ab sofort Rarität. Auch Mehlspeisen bekamen wir selten. Falls Besuch kam wurde vom Bäcker ein Backblech ausgeborgt, dieses mit dem Teig belegt und wieder dem Bäcker zum Backen gebracht. Bei besonderen Anlässen kaufte man beim Eiswagen einen halben Eisblock und diesen gab man in ein „Schaffel“ und so hatte man auch die Möglichkeit die Lebensmittel zu kühlen. Mein Vater war bis 1938 arbeitslos, die Mutter verdiente sich mit Nähen einige Mark, davon lebte nunmehr die Familie. Ich musste die Schule mit 16 Jahren beenden, weil sich die Eltern das Schulgeld nicht leisten konnten. An das Wohnen in Großmutter's Wohnung habe ich mich rasch gewöhnt. Beim Essen konnte ich den Eintopf nicht mehr sehen. Die Freizeit wurde meist zu Hause verbracht. Ich las gerne Bücher. Die Bekleidung war einfach, da

die Mutter sämtliche Röcke und Kleider selbst nähte. Auch die Freundinnen, die mir blieben, konnte man an einer Hand abzählen. Somit veränderte sich der tägliche Ablauf. Für mich war die Umstellung von einem reichen zu einem armen Kind sehr schwer. Dinge die früher selbstverständlich waren, gab es nicht mehr. Freizeitaktivitäten wurden nur mehr selten getätigt. Das Leben in Bezug auf Wohnen, Essen, Bekleidung, Freunde, Freizeit, Einkommen und der tägliche Alltag änderten sich von Grund auf. Um alles musste ich mich nunmehr alleine kümmern und ich wurde dadurch selbständiger. Ich habe immer gerne gelesen und meine Bücher sind mir wenigstens erhalten geblieben.“

Frau Ursula erzählt mir, dass ihr Vater ursprünglich Lebensmittelgroßhändler war. Die Verwandten borgten sich auch Geld. Durch den Konkurs des Onkels verlor die Familie ihr Vermögen und verarmte. Die Mutter kam dann für das Familieneinkommen auf, indem sie als Näherin Geld verdiente.

8.1.2 Kinderbetreuung durch Verwandte

In den Ferien wurden die schulpflichtigen Jugendlichen aus der Stadt von ihren Verwandten am Land betreut. Herr Franz erzählt:

„Ich verbrachte oft die Ferien bei der Großmutter im Waldviertel. Die Großmutter hatte einen kleinen Bauernhof und ich durfte mit den zwei Kühen den Acker pflügen und mit der Getreideernte zur Mühle fahren. Die Beaufsichtigung der Tiere auf der Weide oder das Drehen des Butterfasses machten mir weniger Spaß. Ich kann mich aber nicht mehr genau erinnern wie das Butterfass ausgesehen hat.“

Eine genaue Beschreibung über die Konstruktion eines Butterfasses fand ich im Buch von Schuster Maria: „Das Innere des Butterfasses war so konstruiert, dass drei Dauben in gleichmäßigen Abständen um zehn bis fünfzehn Zentimeter nach innen verlängert und jeweils mit zwei runden Löchern versehen waren, so dass sich der Rahm an ihnen schlagen konnte, wodurch erst das Buttern ermöglicht wurde.“ (Schuster 1997: 46)

Auch Frau Erna aus Wien besuchte in den Sommerferien ihre Großeltern im Waldviertel und ihr blieben diese Kindertage ebenfalls bis heute in Erinnerung. Sie schildert:

„Oma und Opa hatten eine kleine Landwirtschaft in der Nähe von Langschlag. Der Aufenthalt dort dauerte im Sommer immer einige Wochen und ich erholte mich in dieser Zeit immer gesundheitlich und körperlich. Die ausgiebigen Mahlzeiten standen im Vordergrund. Es gab jeden Tag Salat, sehr viele Speisen mit Kraut oder Sauerkraut und zum Frühstück immer Topfenkäse. Zu Mittag bekam man immer eine Suppe. Eine Spezialität aus dem Waldviertel war die Stoßsuppe. Diese wird aus Wasser, Salz, saurem Rahm, Mehl und Kümmel zubereitet, und sie wurde mit Brot oder Erdäpfel aus einem gemeinsamen großen Suppentopf gegessen. Besonders beliebt waren bei mir auch die mit Heidelbeeren gefüllten Strudel. Die Wälder waren voll mit diesen Beeren. Ein Teil der gesammelten Früchte wurde getrocknet und aus dem Rest erzeugte man Heidelbeerwein.“

Frau Elfriede verbrachte die Ferien bei ihrer Tante Rosa in Iglau. Sie wurde dort neu eingekleidet und bekam neue Schuhe. Frau Elfriede erzählt:

„In den Ferien brachte mich mein Vater regelmäßig zu meiner Tante Rosa nach Iglau. Für meinen Vater und mich war die Bahnfahrt kostenlos. In Iglau wurde ich auch regelmäßig neu eingekleidet. Außerdem bekam ich jeden Sommer in Znaim neue Sportschuhe und zwar „Badja Schuhe.“ Diese Schuhe wurden extra für Kinder angefertigt.“

Frau Justine berichtet mir, dass sich ihr Vater um die Kinder seiner früh verstorbenen Schwester kümmerte. Sie erklärt:

„Nach dem überraschenden Tod der Tante wurde mein Vater Vormund der Kinder seiner Schwester, denn der Kindesvater kümmerte sich nicht um seine Buben. Sie waren sechs, sieben und acht Jahre älter als ich und lebten überwiegend in einem Lehrlingsheim. Der Älteste von ihnen absolvierte eine Gärtnerlehre und ist aus dem Heim ausgebrochen. Mein Vater suchte den Lehrling, fand ihn im Wurstelprater und brachte ihn wieder ins Heim zurück. Es gab immer Ärger mit meinen Cousins. Oft

waren am Wochenende fünf Kinder zur Jause da. In der Faschingszeit freuten wir uns immer auf die guten Faschingskrapfen mit Marillenmarmelade. Ich glaube, dass unsere Mutter zirka hundert Krapfen für uns alle backte. Es war Tradition, dass mein Vater die ersten vier heißen Krapfen bekam. Meine Mutter musste somit am Wochenende fünf Kinder betreuen und hatte mit uns viel Arbeit zu bewältigen.“

Zusammenfassend ist zu sagen, dass die Stadtkinder in den Ferien oft nicht nur besonders gut ernährt wurden, sondern sie bekamen auch neue Kleidung und neue Schuhe. Die Jugendlichen aus der Stadt freuten sich jedes Jahr auf die Ferien am Land. Dort gab es Speisen, die die Städter gar nicht kannten. Außerdem kam die ganze Dorfjugend beim Spielen zusammen.

„Am Land war das Leben für Kinder freier als in der Stadt“, berichtet mir Frau Therese.

8.1.3 Soziale Kontakte mit den Verwandten

In der Zwischenkriegszeit wurde die Freizeit oft gemeinschaftlich verbracht. Der sonntägliche Ausflug mit der Familie war den Städtern sehr wichtig. Am Sonntag kamen häufig Verwandte zu Besuch. Da durften die Kinder nicht beim Esstisch sitzen und mussten warten was die Erwachsenen vom Essen übrig ließen, erzählt mir Herr Franz. Frau Resi berichtet mir:

„Am Sonntag am Nachmittag bekamen wir meist Verwandtenbesuch. Die Erwachsenen spielten mit uns Kindern Karten. Das war immer besonders lustig.“

Am Sonntag waren gemeinsame Aktivitäten mit Verwandten typisch für die Zwischenkriegszeit. Die Stadtbevölkerung versuchte in der heißen Jahreszeit einige Zeit am Land zu verbringen.

„Radfahrurlaube wurden mit der gesamten Verwandtschaft in der Umgebung von Wien unternommen“, sagt Frau Gisela. Frau Gisela fand Aufzeichnungen über die damalige Zeit im Gästebuch des Gasthauses Rotheneder in Rapottenstein im Waldviertel. Die Eintragungen der „Sommerfrischler“ (Urlauber und Urlauberinnen)

lassen darauf schließen, dass die Leute sich hier wohl fühlten und im nächsten Jahr wiederkommen wollten. Die freundliche Frau Gisela berichtet:

„Ich verbringe seit meiner Jugendzeit öfters einige Tage in Rapottenstein. Das Gedenkbuch des Gastwirtes ist für Touristen gedacht und es wurde von der Sektion Zwettl des damaligen Touristenclubs aufgelegt. Hier wurden Eintragungen aus früheren Zeiten gefunden. Die Radfahrrulauber kamen meist mit ihren Verwandten aus der Umgebung von Wien und Krems.“

8.2 Nachbarn

In der Stadt war die Bassena oder der Gemeindegarten und am Land der Dorfbrunnen der typische Treffpunkt, wo die Neuigkeiten durch die Nachbarn ausgetauscht wurden.

Sowohl persönliche Erzählungen über Nachbarn und Nachbarinnen oder politische Ereignisse wurden hier besprochen und jeder und jede gab seine Meinung dazu kund. Im Dorf kannte jeder jeden.

„Persönliche Angelegenheiten konnte man nicht verheimlichen, sie wurden öffentlich gemacht. Es wurde getratscht“, sagt Frau Erna.

Früher bestand kein Neid zwischen den Nachbarn. Eine negative Begleiterscheinung der intensiven Beziehung zwischen den Nachbarn war der Tratsch. Es gab den „Dorftratsch“ und den „Haustratsch“, denen man im Lebensalltag ausgesetzt war. Unter Tratsch versteht man im Allgemeinen das Weitererzählen von Geschichten, die man im Vertrauen erzählt bekam. Es kommt zu Tratsch über abwesende Personen. Professor Roland Girtler beschäftigte sich auch mit diesem Phänomen und schreibt: „Stets jedoch lebt der Tratsch von dem Verrat der Geschichten von anderen und auch von der Schadenfreude, die sich mit dem Verrat verbindet.“ (Girtler 2006: 205) Frau Hilde berichtet mir:

„Wenn man im Dorf einen schlechten Ruf hatte, dann konnte man nichts mehr dagegen tun. Man musste weg ziehen.“

Frau Helli berichtet mir vom Bassenatratsch:

„Die meisten Informationen erhielt man beim Einkaufen, bei der Bassena und durch Besuche. Natürlich waren auch viele Gerüchte dabei, aber auch bei Gerüchten stimmte immer der größte Teil. Zentrum für die Weitergabe von Informationen war bei uns im Haus die Hausbesorgerin. Sie konnte man alles fragen und sie wusste im Haus über jede Partei Bescheid. Die Menschen waren früher sehr hilfsbereit. Sie haben sich gegenseitig geholfen. Niemand empfand gegenüber den anderen Neid und man hatte dadurch Vertrauen. Es funktionierte in unserem Wohnhaus die Kommunikation und somit die Information.“

8.2.1 Unterstützungshilfe für Nachbarn

Die Nachbarn waren großteils gegenseitig für einander da. Man konnte sich von den Nachbarn Geld ausborgen. Herr Franz weiß zu berichten:

„Mein Vater war nie arbeitslos, aber das verdiente Geld reichte nur für tägliche Ausgaben. Größere Anschaffungen konnten nur auf Ratenzahlung abgeschlossen werden. Bankgeschäfte waren nicht bekannt. Ich kann mich noch gut erinnern, dass sich die Eltern von der Wohnungsvermieterin oft Geld ausborgten. Da die „Hauswirtin“ uns wirklich oft bemutterte, sagte ich auch Großmutter zu ihr.“

Frau Emma erzählt, dass ihre Familie ihr Arbeitslosengeld mit dem der Nachbarin zusammenlegte.

„Unsere Nachbarin war eine nette Frau, mit der wir befreundet waren. Sie hieß Frau Sturm. Sie gab ihr Arbeitslosengeld mit unserem Arbeitslosengeld zusammen, damit wir besser durchkommen konnten. Sie brauchte allein nicht so viel, dafür aß sie zu Mittag immer bei uns.“

Frau Hilde erzählt, dass bei der Ernte das ganze Dorf zusammenhielt. Sie sagt:

„Die Nachbarn halfen sich gegenseitig beim Nachhauseführen der eingebrachten Ernte. Diese Arbeit machte der Nachbar mit seinem Pferdewagen, denn wir besaßen

leider keine Pferde. Als Gegenleistung war die Nachbarsfamilie dann bei uns zum Mittagessen eingeladen. Heute denkt jeder zuerst an sich selbst und nicht mehr an die anderen.“

8.2.2 Kinderbetreuung durch die Nachbarn

Die Nachbarsfrauen unterstützten sich gegenseitig bei der Beaufsichtigung ihrer Kinder. Wenn die Mutter von Frau Hilde aus Türnitz nach Wien zur Arbeit fuhr, dann passte ihre liebe Nachbarin, die Frau Schwarz, auf die Kinder auf.

„Wenn meine Mutter nicht zuhause war, dann wurde ich von Frau Mandel betreut“, erzählt mir auch Frau Erna. Sie berichtet mir, dass ihre Nachbarin nicht berufstätig war und selbst drei Kinder zu beaufsichtigen hatte. Eines Tages passierte Frau Erna ein Missgeschick:

„Ich kann mich noch genau erinnern, dass ich die über Nacht von der Mutter eingeweichten Bohnen vorkochen musste. Meine Freundinnen spielten bereits auf der Straße und riefen immer wieder herauf, wann ich denn endlich runterkomme. Das verleitete mich öfters beim Fenster den anderen Kindern beim Spielen zuzusehen. Schließlich brannten mir die Bohnen im Topf an. In der gesamten Wohnung verbreitete sich ein fürchterlicher Gestank. Ich fürchtete mich vor meinen Eltern und weinte. Frau Mandel kam mir zu Hilfe. Sie gab mir Geld und so konnte ich frische Bohnen besorgen. In der Zwischenzeit reinigte Frau Mandel den angebrannten Topf und ich hatte wieder ein brauchbares Kochgefäß zur Verfügung. Sie empfahl mir besser aufzupassen. Meine Eltern bemerkten nichts von meiner Unachtsamkeit und ich war sehr froh darüber. Frau Mandel versuchte mich stets zu schützen, da sie wusste, dass ich von meinen Eltern sehr streng erzogen wurde. Die Nachbarin kümmerte sich auch um die Kinder anderer Familien.“

In der Studie von Marienthal wurde ebenfalls über die Hilfsbereitschaft der Nachbarn berichtet. Eine arbeitslose Frau meinte: „Heute kam unsere Nachbarin herüber und fragte, ob sie den Kindern einen Teller Suppe bringen dürfe. Die Menschen sind doch gut in der Not.“(Jahoda et al 1975: 62)

Herrn Hans wollte der Nachbar auch das Ziehharmonika spielen lernen, aber leider war er sehr unbegabt. Herr Hans aus Wien erzählt mir folgende Geschichte:

„Herr Adametz, unser Hausbesorger, war ein begeisterter Ziehharmonikaspieler. Er wollte mir in seiner Freizeit das Harmonikaspielen beibringen. Es war aber sinnlos, denn das Musikinstrument lag mir nicht. Der Hausbesorger wollte mir eine kleine Ziehharmonika kaufen und schenken, wenn ich das Instrument mit ihm erlerne und in der Freizeit gemeinsam mit ihm musiziere. Eines Tages gab er seine Bemühungen auf und schenkte mir eine Mundharmonika. Damit hatte ich mehr Freude.“ „Früher hatte man nicht so viel Geduld mit Kindern“, fügt Herr Hans noch hinzu.

Herr Rudi aus Wien erzählt, dass er nie Taschengeld von seinen Eltern bekam. Er meint:

„Von den Eltern gab es fast nie Geld, die mussten selbst schauen, wie sie zu Recht kamen. Wir Kinder versuchten uns durch Hilfsdienste für die Nachbarn ein paar Groschen zu verdienen. So half ich bei unserem Nachbarn in einem kleinen Kaffeehaus im Augarten aus. Dort hielten sich oft jüdische Geschäftsleute auf, die einen Imbiss einnehmen wollten. Ich war dafür zuständig Bierrettich auf einer Maschine herunterzuschneiden und den Rettich den Gästen zu servieren. Mit dem dort verdienten Geld konnte ich mir Lebensmittel kaufen oder ich gönnte mir einen Kinobesuch. Beliebt war auch die „Meterwurst“ beim Fleischhauer. Das war eine dürre Wurst und wäre mit der heutigen Kabanossi vergleichbar. Ich kann mich an folgende Preise erinnern: 1 Semmel kostete 6 Groschen, 1 Bendorp Schokolade 10 Groschen, 1 Semmel mit einem Stück Schokolade 12 Groschen, 1 Liter Magermilch kostete auch 10 Groschen, Vollmilch konnten wir uns nie leisten.“

8.2.3 Soziale Kontakte mit den Nachbarn

Abends saßen die Nachbarn viel zusammen und unterhielten sich und sangen. Frau Emma berichtet folgendes:

„Manchmal spielte ein Nachbar auf der Ziehharmonika und wir tanzten dazu.“

Auch die Familie von Aloisia traf sich nach getaner Arbeit im Sommer auf der Wiese vor ihrem Wohnhaus. Die Abbildung 9 zeigt Frau Aloisias Familie mit ihren Nachbarn im Jahre 1926.

Abb. 6 Gemütliches ländliches Beisammensein im Sommer 1926



Das Gemeinschaftsempfinden der Nachbarn kam früher besonders bei einem katholischen Begräbnis zu Tage. Dieses war für die ganze Dorfgemeinschaft ein wichtiges Erlebnis. Die Nachbarn gaben den betroffenen Familien nach einem Todesfall seelische Unterstützung. Man hielt gemeinsam Nachtwache. Herr Franz berichtet mir:

„Früher war der Tod in den Familien allgegenwärtig, die Menschen sind zuhause in den eigenen vier Wänden verstorben. Zuerst wurde der Tote gewaschen und schön gekleidet und es wurde bei ihm Nachtwache gehalten. Am nächsten Tag bahrte man den Verstorbenen für zirka eine Woche in der Orts-Kapelle in einem offenen Sarg auf. Jeder Ortsbewohner erwies dem Toten seine letzte Ehre und verabschiedete sich von ihm.“

Herr Franz erzählt weiter:

„Wenn ein Arbeiter verstorben war, dann erhielten alle Arbeiter für die Dauer des Begräbnisses frei. Die Arbeiterschaft hielt in dieser Zeit sehr zusammen. Für alle anderen Berufsgruppen und Nicht-Berufstätige war immer am Samstag das Begräbnis und somit nahm stets eine große Anzahl von Nachbarn und Verwandten an der

Beerdigung teil. Den Trauerzug führte ein alter Bauer an, der vor dem Sargwagen mit einem Kreuz in der Hand voran schritt. Den Wagen zog entweder ein Ochse oder ein Pferd. Dahinter schritten die Angehörigen und die überwiegende Anzahl der Ortbevölkerung. Beim Begräbnis merkte man keine Feindschaften zwischen den Bevölkerungsschichten. Auch Zerstrittene des Verstorbenen nahmen am Leichenzug teil. Der Friedhof war 6 Kilometer von der Aufbahrungskapelle entfernt. Am Weg zum Friedhof betete man ununterbrochen. Die Begräbniszeremonie hatte einen feierlichen Charakter. Man sang gemeinsam und spielte ein Requiem. Zum Leichenschmaus lud man alle Trauergäste in ein Gasthaus ein. Die Gäste erhielten in der Regel eine Rindsuppe und ein gekochtes Rindfleisch mit Gemüse, die ärmliche Bevölkerung bekam Beuschel mit Knödel.“

Der Leichenschmaus bedeutet für die Angehörigen „das Zurückkommen in die normale Welt.“ (Girtler 1995: 196) Durch den Beistand der Nachbarn und Verwandten fühlten sich die Trauernden nicht alleine gelassen.

8.3 Analyse

Die Frage: „Gibt es ein typisches Verhalten in Notsituationen“, kann ich nach Analyse der freien Gespräche mit ja beantworten. In Zeiten der Not versuchten die Menschen ihre Aufgaben gemeinschaftlich zu erfüllen. Die Verwandten und Nachbarn wurden in das tägliche Alltagsleben einbezogen. Die Menschen halfen sich gegenseitig. Bei der Kinderbetreuung oder bei Arbeiten am Feld erfuhren die Menschen stets Unterstützung. Zum Beispiel das Getreide dreschen oder Heu heimführen wurde gemeinsam erledigt. Die Verwandten vom Land halfen den Städtern, indem sie in den Ferien die Schulkinder zu sich einluden und ihre Angehörigen mit Lebensmittel versorgten.

Die Kinder gingen für Nachbarn einkaufen oder erledigten andere Hilfsdienste. Man borgte sich auch gegenseitig Geld. Der Vater von Frau Uschi geriet in Armut, weil sein Bruder den Kredit, für den er gebürgt hatte, nicht mehr zurückbezahlen konnte.

In der Zwischenkriegszeit war es üblich gemeinsame billige Urlaube mit den Verwandten zu unternehmen.

Die Gemeinschaft der Religion gab den Menschen dieser Zeit die Kraft ihr ärmliches Leben zu meistern. Paul M. Zulehner schildert in seinem Buch: „Gott ist größer als unser Herz“ über einen Gott des Erbarmens. Zulehner ist ein moderner Religionssoziologe und schreibt, dass der Mensch immer nach mehr strebt als er hat. „Gemeinschaft macht nicht krank, sondern heil. Es ist jene Kraft, die überspringt von Mensch zu Mensch, von Gemeinschaft zu Gemeinschaft - letztlich Gottes Kraft. Der Mensch ist ein Sünder, der aus eigener Kraft keinen Ausweg findet.“ (Zulehner 2006: 31) Zulehner erklärt, dass Gott den Menschen hilft.

„Er ist es, der vergibt all deine Schuld
er ist es, der heilt alle deine Gebrechen
er ist es, der auslöst aus der Grube dein Leben,
er ist es, der dich krönt mit Güte und Erbarmen,
er ist es, der dich sättigt mit Gutem, solange du bist,
dass sich erneuert wie beim Adler deine Jugend.“ (Zulehner 2006: 31)

Nach den Erzählungen der beobachteten Personen kann man schließen, dass die Gemeinschaft der Gläubigen den Menschen eine besondere Stärke gab.

9 RESÜMEE

Diese Diplomarbeit analysiert die Armut der Zwischenkriegszeit und zeigt mit welchen Strategien die Bevölkerung diese Zeit bewältigte. Die Menschen von damals können ohne Übertreibung als Lebenskünstler bezeichnet werden. Charakteristisch für diesen Zeitabschnitt war die Kombination von Disziplin und Bescheidenheit. Die Menschen kamen mit wenig Geld aus oder borgten es sich von Nachbarn oder Verwandten.

Persönliche Bewältigung der geschichtlichen Ereignisse: „Arbeitslosigkeit als Problem großer Menschengruppen trat erstmals in den Zwanziger und Dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts auf, als Folge der damaligen Weltwirtschaftskrise. Bis dahin galt es eher als Ausdruck einer persönlichen Haltung – Müßiggang, Nichtstun und Faulheit – wenn man keiner Arbeit nachging.“ (Ackermann 1997: 12)

Serge Paugam beschreibt eine spezielle Form von Armut als integrierte Armut. Sie trifft für die Zwischenkriegszeit zu. Die Menschen leben in einer homogenen Gesellschaft und ihr Lebensstandard ist als sehr niedrig einzustufen. Ein Ausgleich wird durch Familie, Verwandtschaft und Nachbarschaft hergestellt. (Paugam 2008: 123-153)

In der Studie von Mariantal wird gezeigt, dass länger dauernde Arbeitslosigkeit nicht nur finanzielle Schwierigkeiten, sondern auch seelische Belastungen mit sich bringt. Die Probleme werden von den handelnden Personen verschieden bewältigt.

Was ist typisch für die Zwischenkriegszeit? Als Ergebnis aus dem Forschungsprotokoll kann berichtet werden, dass die Leute in der Zwischenkriegszeit sich trotz objektiver Armut subjektiv nicht unglücklich fühlten. Den Österreichern und Österreicherinnen ging es allgemein gesehen schlecht, diese Situation betraf die unteren und mittleren Schichten der Gesellschaft. Je ärmer die Bevölkerung war desto mehr verstärkte sich das Streben nach Zusammengehörigkeit. Die Wünsche der Menschen waren bescheiden. Man war schon zufrieden, wenn man einen Arbeitsplatz hatte. Die Kinder konnte man mit einem Ausflug in den Wurstelprater oder einem Stück Schokoladetorte zufrieden stellen.

Es gab ein patriarchalisches Gesellschaftssystem. Nach dem ersten Weltkrieg bekamen die Frauen mehr Rechte, denn ein Umdenken in der Gesellschaft hatte stattgefunden. Sie erhielten das aktive und passive Wahlrecht. Mädchen wurden auch in Mittelschulen zugelassen, die bisher nur Knaben vorbehalten waren.

Die Zwischenkriegszeit war gekennzeichnet durch eine Krise der Demokratie, die ausgelöst wurde durch eine radikale Politik. Die Arbeiter und Arbeiterinnen zeigten sich kampflustig, weil sie dem Parlament und der Regierung die Schuld für die schlechte finanzielle Lage gaben. Es gab Hass zwischen den Parteien und es kam zu gewaltsamen Übergriffen zwischen politischen Gegnern. Die Arbeitslosigkeit betraf nicht nur Österreich, sondern war damals ein weltweites Phänomen. Die Menschen machten die Politik für die Armut in der Bevölkerung verantwortlich und dies führte dazu, dass sich die Leute von demokratischen Parteien abwandten. Die ständigen Auseinandersetzungen zwischen den Parteien bewirkten, dass die Bürger und Bürgerinnen nicht an die herrschenden Parteien glaubten und von der Politik verdrossen waren. (Mitschrift Prof. Manoschek 2005)

Die staatliche Vorsorge für Arbeitslose war dürftig. In Österreich gab es zwar eine Arbeitslosenversicherung, aber nach 6 Monaten Arbeitslosenunterstützung wurden die Arbeiter und Arbeiterinnen ausgesteuert. Sie nahmen Hilfstätigkeiten an oder arbeiteten im Pfusch. Da ein Großteil der Bevölkerung wenig Geld zur Verfügung hatte, kamen sich die Menschen subjektiv nicht so arm vor. Lediglich Frau Helli erklärt, dass sie sich bezüglich der Kleidung sehr arm fühlte, da sie keine Kleidung zum Wechseln hatte und mit Ausnahme der Sonntagskleidung immer die gleiche Wochentagskleidung trug. Die Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen erzählen, dass es ärmere Familien als sie gab. Das waren die kinderreichen Familien, wo acht bis neun Kinder keine Seltenheit waren.

Die große Inflation der Zwischenkriegszeit brachte unwillkürlich Arbeitslosigkeit mit sich und damit auch einen teilweisen Rückzug aus dem sozialen Leben. Gasthausbesuche und Einladungen von Freunden mussten eingeschränkt werden. Die Beziehung zwischen den Partner litt auch, wenn die Männer arbeitslos waren.

Weiters führte der extreme Sparkurs unter Dr. Ignaz Seipel zu Protesten und zahlreichen Demonstrationen in der Bevölkerung. In dieser Zeit gab es eine starke Verflechtung zwischen Politik und Kirche. Das ist schon daran ersichtlich, dass Bundeskanzler Ignaz Seipel Priester war. Die Politiker und Politikerinnen der Zwischenkriegszeit waren große Idealisten und Idealistinnen und wollten ihre Ideen mit allen Mitteln durchsetzen. Es herrschte großer Hass zwischen den politischen Gegnern.

Die schlechten Verdienstmöglichkeiten zwangen die Menschen alternative Mittel zu suchen um überleben zu können. Die Leute entwickelten Überlebensstrategien um das Alltagsleben zu meistern. Je ärmer die Leute waren desto mehr hielten sie zusammen und halfen sich gegenseitig. Bei den Menschen im Dorf gab es als Zahlungsmittel nicht nur Geld, sondern auch Butter, Eier und Speck. Die Arbeiter und Arbeiterinnen des Dorfes halfen in ihrer Freizeit den Bauern am Feld und die Verwandten aus der Stadt kamen auch um als zusätzliche Hilfskräfte bei der Ernte tätig zu sein. Dafür bekamen sie Naturalien. Andere Überlebensstrategien waren oft schon am Rande der Legalität zu finden. Die Kinder sammelten nach der Ernte die restlichen Ähren zusammen, die auf den Feldern liegen blieben und brachten sie zum Bäcker um Brot zu bekommen. In einem burgenländischen Dorf stand eines Tages ein Waggon Salz herum und die Kinder wurden ausgeschickt um das Salz zu holen. Kartoffeln und Krautköpfe verschwanden regelmäßig in der Nacht von den Feldern. Dies wird auch durch die Studie von Marienthal bestätigt. Aber niemand kümmerte sich darum. Selbst in der Studie von Marienthal wird berichtet, dass die Bauern das Verschwinden von Feldfrüchten tolerierten. Sie wussten, dass die Bevölkerung Hunger litt. In Notsituationen wollen die Menschen einfach überleben und gesetzliche Regeln werden dadurch missachtet, wobei aber nie Gewaltverbrechen passierten.

Die österreichische Bevölkerung lebte in der Zwischenkriegszeit in ärmlichen Wohnverhältnissen. Die Miete für die Wohnung machte einen Großteil des Monatseinkommens aus. In Wien wurden in dieser Zeit neue Gemeindewohnungen geschaffen, die sehr komfortabel waren. Die Menschen sparten beim Einkauf, indem sie keine teuren Lebensmittel erwarben. Die Hauptnahrung waren Gemüse und billige Mehlspeisen. Fleisch gab es nur selten und das größte Stück bekam der Vater. Für schlechte Zeiten sorgte man vor, indem man Lebensmittel im Erdkeller aufbewahrte, zum Beispiel Fleisch einpökelte oder Eier in Essigwasser einlegte. Für Kinder gab es

eine kostenlose Ausspeisung in Schulen oder sie durften in reicheren Familien mit essen. Die Kleidung wurde selbst gereinigt und genäht. Nur die Sonntagskleidung wurde gekauft. Krankheiten behandelte man selbst, nur in schweren Fällen wurde der Arzt hinzugezogen. Die Erziehung der Kinder durch Eltern, Lehrer und Pfarrer war streng und es herrschte Disziplin, die auch oft gewaltsam erreicht wurde.

Männer und Frauen übernahmen in der Zwischenkriegszeit verschiedene Rollen. Es herrschte in der Familie Arbeitsteilung und jeder hatte seine eigene Aufgabe. Die Männer versorgten die Familien, sie wurden als Familienoberhaupt respektiert. Die Frauen der Zwischenkriegszeit standen im Mittelpunkt des Familienlebens. Sie kümmerten sich um Haushalt und Familie. Sie verbesserten auch das Familieneinkommen, indem sie meist nebenberuflich Geld dazu verdienten. Meine Feldforschung ergab, dass sich Frauen in dieser Zeit mit Hilfsarbeitertätigkeiten zufrieden geben mussten. Die Männer hingegen übten meist gelernte Tätigkeiten aus. Frauen waren deshalb nicht so stark an den Betrieb gebunden, da sie ungelernete Tätigkeiten durchführten. Wenn die Männer arbeitslos wurden, dann versuchten die Frauen zum Beispiel durch die Ausübung eines Hausbesorgerpostens, durch Waschen und Bügeln fremder Wäsche oder durch Nähen oder Ausbessern von Kleidungsstücken das Familienbudget aufzubessern. Der „Familienernährer“ in der Zwischenkriegszeit war in den meisten Fällen der Mann. Typisch für die verbesserte aufgewertete, und anerkannte Rolle der Frau ist, dass 1923 der erste Muttertag gefeiert wurde.

Viele Kinder in einer Familie führten in der Zwischenkriegszeit nicht zu Reichtum, sondern zur Armut. Die Leute waren umso ärmer, je mehr Kinder sie hatten. Die Armut beeinflusste auch die Eheschließungen und den Wunsch Kinder aufzuziehen. Früher nahmen die Kinder nicht den Stellenwert in der Gesellschaft ein, den sie heute genießen. Die älteren Kinder beaufsichtigten die jüngeren Geschwister und mussten auch Haushaltspflichten erfüllen. Die Jungen mussten ruhig sitzen, wenn sich die Alten unterhielten. Sigmund Freud beschäftigte sich in seiner Tiefenpsychologie Anfang des 20. Jahrhunderts mit den Auswirkungen der Unterdrückung kindlicher Triebe auf das Individuum. Für „Freud ist aber ein gewisses Ausmaß von Triebunterdrückung unerlässlich, damit gesellschaftliches Zusammenleben möglich ist.“ (Schulz 1984: 231)

Typisch für die Zwischenkriegszeit war das Aufleben der Arbeitersportbewegung. Hans Gastgeb berichtet in seinem Buch „Vom Wirtshaus zum Stadion“ über die körperliche Betätigung der Arbeiter. In den Schulen wurden die Turnsäle für die Arbeiter und Arbeiterinnen frei gegeben, um die körperliche Aktivität der Bevölkerung zu steigern. „Es war die Blütezeit des Arbeitersports.“ (Gastgeb 1952: 63) Durch eine Konzentration auf den Sport wurde in den Jahren von 1921 bis 1931 eine vorübergehende Ablenkung von der Armut und den politischen Problemen versucht zu erreichen.

Armut zwingt die Menschen zu bestimmten Handlungsabläufen, wobei es aber einen Unterschied zwischen der Armut in der Stadt und der Armut am Land gibt. In ländlichen Gebieten hatten die Menschen meist ein Stück Land zur Verfügung, das sie bebauen konnten und außerdem funktionierte die Nachbarschaftshilfe hier besser als in der Stadt. Die Abhängigkeit in der Stadt war größer. Dennoch gab es am Land eine große Abhängigkeit von der Familie, vom Kaufmann und vom Arbeitgeber. Die Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen wurden teilweise wie Leibeigene behandelt. Wenn sie aufbegehrten, dann wurden sie vorübergehend arbeitslos gestellt. Feudale Strukturen sind hier deutlich erkennbar. Städte zogen Menschen zu allen Zeiten an.

Die Leute legten Wert auf die Ausbildung ihrer Kinder. Die Mädchen waren in weiblichen Berufen tätig und durften oft nicht ihre Wunschberufe ausüben. Die Burschen erhielten eine höhere Ausbildung oder ergriffen technische Berufe.

Die Jugendlichen erlebten einen sozialen Aufstieg im Verhältnis zu ihren Eltern, die teilweise gar keine abgeschlossene Schulausbildung hatten. Sie absolvierten durchwegs nach der Hauptschule eine fortbildende Schule. Nur die in bäuerlichen Strukturen aufgewachsenen Jugendlichen konnten keine weitere Ausbildung machen. Herr Leopold Engleitner blieb ab seinem 13. Lebensjahr dem Schulunterricht fern. Der Schuldirektor erwischte ihn beim Schule schwänzen, aber Engleitner beantwortete die Fragen des Direktors richtig. Dieser hatte Nachsicht und sagte: „Normalerweise müsste ich Anzeige erstatten, weil du nicht zur Schule gehst. Aber wegen der großen Not, kann ich darüber hinwegsehen.“(Rammerstorfer 2005: 56)

Der Pfarrer genoss in der Gemeinde Respekt und einige Kinder fürchteten sich vor seiner Strenge. Die Landbevölkerung war gläubiger als die Stadtbevölkerung. In den Dörfern wurde die Heilige Messe von der gesamten Familie besucht, in den Städten eher von Kindern, Frauen und älteren Personen. Herr Engleitner beanstandete die Einmischung der Kirche in das soziale Leben und die Politik. Die Priester spielten damals eine tragende Rolle in der Bevölkerung. Einerseits verschaffte die Religion den Menschen seelischen Halt, andererseits erzeugte sie bei manchen Angst. Die Religionsgemeinschaft der Gläubigen gab der armen Bevölkerung eine besondere Kraft.

Die Freizeit verbrachten die Menschen mit Verwandten oder Nachbarn gemeinschaftlich. Sie machten Ausflüge, sangen Lieder, musizierten und tanzten gemeinsam oder spielten mit den Nachbarn Gesellschaftsspiele. Das Kino war in der Zwischenkriegszeit ein beliebtes und billiges Freizeitvergnügen. Die Männer tranken ihr Bier nur im Gasthaus, denn Alkohol gab es in den Familien kaum. Die neueste Erfindung war das Radio. Dieses konnten sich nur die Reichen leisten.

Die Menschen meisterten die schwere Zeit zwischen 1918 und 1938, indem sie versuchten das Leben nicht als Einzelgänger, sondern mit den Anderen gemeinsam zu gestalten. Individualität ist in dieser Gesellschaft nicht möglich. Nachbarschaftshilfe und Verwandtschaftshilfe spielten eine tragende Rolle. Die Kinderbetreuung wurde oft durch Nachbarinnen erledigt. Die arme Landbevölkerung organisierte ihr Leben leichter als die Menschen in der Stadt. Der Lehrer, der Pfarrer und der Arzt gehörten zu den wichtigsten Persönlichkeiten im Dorf. Am Land besaßen oder pachteten die Menschen meistens ein Stück Boden, den sie bebauen konnten um sich selbst zu versorgen. Fast jeder hatte einen Erdäpfelacker und einen Krautacker. Die Wiener und Wienerinnen wurden von ihren Verwandten am Land unterstützt. Städtische Hausfrauen mussten ihre Einkäufe genau kalkulieren.

Das karge Leben in der Zwischenkriegszeit in Österreich wurde von der Bevölkerung als ein nicht änderbares Schicksal akzeptiert und hingenommen. Die Menschen organisierten sich um ihr Überleben zu sichern. Die Strategien waren manchmal am Rande der Legalität und schon die Kinder erlernten den Überlebenskampf und organisierten Lebensmittel.

Ein Vergleich mit der Studie von Marienthal spiegelt diese Einstellung der Menschen wieder. Dieter Stiefel zitiert in seiner Analyse über Arbeitslosigkeit folgende Stelle aus der Studie:

„Hier leben Menschen, die sich daran gewöhnt haben, weniger zu besitzen, weniger zu tun, und weniger zu erwarten als bisher für die Existenz als notwendig angesehen wurde.“ (Stiefel 1979: 144)

Sicherlich war die strukturelle Arbeitslosigkeit ein Hauptgrund, dass die Nationalsozialistische Partei es so leicht hatte die Bürger für ihre Ideen zu begeistern. Heute geht es den beobachteten Menschen gut, sie sind über achtzig Jahre alt, sie leben nicht von Sozialhilfe und genießen ihre wohlverdiente Pension. Sie haben keine Problem mehr sich selbst zu versorgen und sind nicht auf staatliche Unterstützung angewiesen. Durch den konjunkturellen Aufschwung nach dem 2. Weltkrieg befreiten sie sich aus der Armut.

Wirksames Mittel gegen die damalige Armut wären sinnvolle Arbeitsprogramme gewesen, aber der österreichischen Regierung gelang es nicht geeignete Maßnahmen zu treffen. Die Arbeitslosigkeit betraf damals die ganze Welt. Für Menschen in armen Gesellschaften ist das Alltagsleben leichter zu ertragen als für jene in differenzierten Gesellschaften. Die Menschen der Zwischenkriegszeit fanden immer wieder neue Möglichkeiten sich auf einfache Weise das Leben so angenehm wie möglich zu machen.

10 QUELLENANGABEN

10.1 Literatur

- Ackermann, Claudia (1997): Bewältigung von Arbeitslosigkeit, Aachen
- Dachs, Herbert et al (1991): Handbuch des politischen Systems Österreichs, Wien
- Dachs, Herbert et al (2006): Politik in Österreich, das Handbuch, Wien
- Dietz, Berthold (1997): Soziologie der Armut, Frankfurt am Main, New York
- Dosedla, Heinrich (2008): Von Habsburg bis Hitler, Österreich vor dem Anschluss, Wien. Graz. Klagenfurt
- Gastgeb, Hans (1952): Vom Wirtshaus zum Stadion, 60 Jahre Arbeitersport in Österreich. Entstehung und Entwicklung der Österreichischen Arbeiter- Turn und Sportbewegung, Wien
- Girtler, Roland (1998): Rotwelsch, Die alte Sprache der Gauner, Dirnen und Vagabunden, Wien. Köln. Weimar
- Girtler, Roland (2002): Echte Bauern. Der Zauber einer alten Kultur, Wien
- Girtler, Roland (2004): 10 Gebote der Feldforschung, Wien
- Girtler, Roland (2006): Ein Lesebuch, Wien. Köln. Weimar
- Haas, Karl et al (2006): Zur Geschichte der gesetzlichen Altersversorgung in Österreich. Wien
- Jahoda, Marie et al (1975): Die Arbeitslosen von Marienthal. Frankfurt am Main
- Kernbauer, Hans (1991): Das österreichische Noteninstitut, Währungspolitik in der Zwischenkriegszeit. Wien
- Kleindel, Walter (1984): Die Chronik Österreichs, Wien
- Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung, Weinheim, Basel 2005
- Lewis, Oscar (1986): Ein Tod in der Familie Sanchez, Bornheim
- Maier, Otto (1931): Der Ständestaat, Leoben
- Otruba, Gustav (1968): Österreichische Wirtschaft im 20. Jahrhundert, Wien
- Paugam, Serge(2008): Die elementaren Formen der Armut, Hamburg
- Rammerstorfer, Bernhard (2005): 100 Jahre ungebrochener Wille, Nein statt Ja und Amen, Herzogsdorf
- Sell, Stefan (2002): Armut als Herausforderung, Band 23, Berlin
- Schulz, Wolfgang (1984): Einführung in die Soziologie, Wien

Schuster, Maria (1997): Auf der Schattenseite, Wien. Köln. Weimar.

Steininger Rolf/Michael Gehler (1997): Österreich im 20. Jahrhundert, ein Studienbuch
in 2 Bänden, Von der Monarchie bis zum Zweiten Weltkrieg (Band 1)

Stiefel, Dieter (1979): Arbeitslosigkeit. Soziale, politische und wirtschaftliche
Auswirkungen- am Beispiel Österreichs 1918-1938, Berlin

Tönnies, Ferdinand (1979): Gemeinschaft und Gesellschaft, Darmstadt

Wagner, Wilhelm J.(2007): Bildatlas der Österreichischen Zeitgeschichte, Wien

Zulehner, Paul M. (2006): Gott ist größer als unser Herz, Ostfildern

Eigene Mitschrift zur Vorlesung Prof. Walter Manoschek: Lehrveranstaltung
„Einführung in die Politikwissenschaft“, Universität Wien, Sommersemester 2005

Eigene Mitschrift zur Vorlesung Prof. Karl Ucakar: Lehrveranstaltung „Politik und
Recht“, Universität Wien , Sommersemester 2007

10.2 Internetquellen

<http://aeiou.iicm.tugraz.at/aeiou.encyclop.a/a675213.htm> v. 5.8.2008

<http://www.armutskonferenz.at/armutskonferenz> v.5.8.2008

<http://www-gewi.uni-graz.at/piluwe> v.5.8.2008

<http://www.gv.at> v. 5.8.2008

<http://www.philso.uni-augsburg.de/lehrstuehle/soziologie> v.5.8.2008

<http://www.wegdermitte.de/index.htm?aktuelles/ora-et-labora.htm> v.5.8.2008

10.3 Abstract (Die englische Version befindet sich auf Seite 6)

Diese Diplomarbeit analysiert Überlebensstrategien der Bevölkerung Österreichs in den Jahren 1918 bis 1938. Die Armut in dieser Zeitspanne war vor allem durch die Auswirkungen des 1. Weltkrieges bedingt. Die Schließung von Fabriken, der akute Rohstoffmangel und der New Yorker Börsenkrach verursachten eine massive strukturelle Arbeitslosigkeit. Viele Personen verloren ihren Arbeitsplatz und in Folge auch die Arbeitslosenunterstützung. Dies bewirkte, dass die arbeitslosen Menschen ihre Grundbedürfnisse nicht mehr abdecken konnten. Sie konnten sich beispielsweise einen Arztbesuch oder die Wohnungskosten nur mehr schwer leisten.

Anhand von qualitativer teilnehmender Beobachtung wird das Verhalten von in Armut lebenden Personen in der Stadt und auf dem Land erforscht. Für diese Untersuchung wurden mit 20 Personen freie Gespräche geführt. Anhand dieser Erzählungen wird das typische Alltagsleben der einfachen Menschen der Zwischenkriegszeit beschrieben. Trotz geringerer finanzieller Mittel organisierten sie ihr Leben. Laut den Lebensgeschichten meiner Zeitzeugen und Zeitzeuginnen waren die Menschen damals nicht unglücklich und sie fühlten sich subjektiv nicht „arm“. Sie waren Lebenskünstler. Es ist auffallend, dass die Stadt in der Zwischenkriegszeit jenen Bereich darstellt, wo der Überlebenskampf für die Menschen am schwierigsten war. So beeinflussten der soziale Wandel und die technischen Errungenschaften dort am meisten das tägliche Leben. Ohne Hilfe durch die Nachbarschaft und die Verwandtschaft wäre ein Überleben nicht möglich gewesen. Individualismus spielte damals keine Rolle.

Die Interpretation meiner Feldforschung ergibt, dass sich die Bevölkerung in der Zwischenkriegszeit nicht ausschließlich auf soziale Unterstützung wie kostenlose Kohlelieferungen oder billige Fleischrationen verlassen konnte, sondern die Menschen entwickelten Strategien um überleben zu können. So bauten die Frauen beispielsweise selbst am Feld einen Backofen um Brot backen zu können und Männer fuhren auf das Land zu ihren Verwandten und halfen bei der Feldarbeit. Als Gegenleistung gab man ihnen Lebensmittel.

ANHANG A: KURZDATEN DER GESPRÄCHSPARTNER

(Auf Wunsch der befragten Personen werden die Familiennamen nicht preisgegeben.)

Frau Aloisia wurde 1924 in Gloxwald in Oberösterreich geboren.

Der Vater war Steinbrucharbeiter. Die Mutter arbeitete zeitweise als Hilfsarbeiterin in einer Kartonagenfabrik. Frau Aloisia absolvierte eine Fachschule für Kindergärtnerinnen. Nach der Geburt des 2. Kindes war sie nicht mehr berufstätig. Frau Aloisia hat 2 jüngere Geschwister, die beide noch leben. Zwei ihrer Geschwister sind bereits im 1. Lebensjahr verstorben. Frau Aloisia absolvierte eine Ausbildung als Kindergärtnerin.

Frau Elfriede wurde 1922 in Wien, im 2. Bezirk geboren. Der Vater war Eisenbahner, die Mutter war Hausbesorgerin. Frau Elfriede hatte 4 Geschwister. Der Vater wurde bereits mit 38 Jahren früh -pensioniert und arbeitete auf der Hühnerfarm seines Bruders. Frau Elfriede besuchte eine Haushaltungsschule.

Frau Emma wurde 1929 in Neufeld im Burgenland geboren. Ihr Vater war Fabrikarbeiter in einer Juttefabrik, die Mutter war zeitweise Fabrikarbeiterin oder Hausfrau. Wenn der Vater arbeitslos war, dann nahm er alle Arbeiten an.. Er half als Tischler, Frisör und Maurer aus. Frau Emma hatte 7 Geschwister.

Herr Erich wurde 1917 im 20. Bezirk in Wien geboren. Er hatte eine Schwester. Der Vater war selbständiger Kupferschmied und Erfinder von neuen Maschinen und die Mutter war Hausfrau. Leider war die Auftragslage in der Zwischenkriegszeit schlecht.

Frau Erna wurde 1926 im 21. Bezirk in Wien geboren. Der Vater war Schneider, die Mutter war Hilfsarbeiterin. Frau Erna hat 2 jüngere Geschwister. Ihre Eltern waren nicht verheiratet und so musste sich die Mutter großteils um den Familienerwerb kümmern. Der Vater vernachlässigte die Familie. Frau Erna kümmerte sich um die jüngeren Geschwister. Sie arbeitete im Krieg als Bürohilfskraft bei der Firma Ceja

Nissl im 20. Bezirk in der Dresdnerstrasse. Es war eine metallverarbeitende Firma, nach dem Krieg wurden dort Röhrenradios hergestellt.

Herr Franz wurde 1926 in Rems in Niederösterreich geboren. Der Vater war ÖBB Bediensteter, die Mutter half zeitweise bei Bauern aus. Herr Franz hat keine Geschwister, was er sehr bedauert. Seine Mutter litt sehr bei seiner Entbindung und so wollte sie keine weiteren Kinder mehr. Herr Franz besuchte das Realgymnasium in Steyr und wurde Bankbeamter. Später übte er die Stelle eines Bankdirektors in der Creditanstalt aus.

Frau Gisela wurde 1925 in Kobersdorf im Burgenland geboren. Sie war ein Findelkind. Der Pflegevater war Maurer, die Pflegemutter bewirtschaftete eine kleine Landwirtschaft. Gisela durfte keinen Beruf erlernen, sondern half in der elterlichen Landwirtschaft. Frau Gisela lernte eines Tages ihre leibliche Mutter kennen und erfuhr, dass sie 8 Geschwister hat. Sie war das achte Kind ihrer Mutter und wurde deshalb von der Mutter weg gelegt.

Herr Hans wurde 1922 im 20. Bezirk in Wien geboren. Der Vater war hauptberuflich Schuster. Wenn er arbeitslos war, dann half er tageweise als Hilfsarbeiter aus. Die Mutter von Hans war ebenfalls Hilfsarbeiterin. Herr Hans hatte einen jüngeren Bruder. Die erste Berufstätigkeit von Hans war Fabrikarbeiter bei der Firma Bertrams. Er arbeitete als angelernter Schweißer bei dieser Firma. Dieser Betrieb erzeugte Ofenrohre und war im 20. Bezirk ansässig.

Herr Hansi wurde 1925 in Wien im 20. Bezirk geboren. Der Vater war „Lok-Verschieber“ bei der Eisenbahn, die Mutter war Hausfrau. Herr Hansi hatte noch 2 Geschwister. Er lernte Tischler.

Frau Helli wurde 1921 im 19. Bezirk in Wien geboren. Der Vater war Metallarbeiter, die Mutter war Fabrikarbeiterin. Ihre Eltern waren nicht verheiratet. Frau Helli hatte 2 Geschwister. Sie absolvierte nach der Hauptschule eine Lehre als Federschmuckherstellerin.

Frau Hilde wurde 1928 in Türnitz, in Niederösterreich geboren. Der Vater war Holzknecht und die Mutter war Hausangestellte. Frau Hilde hatte 5 Geschwister und wuchs auf einem Bauernhof auf. Sie war in Wien als Hausangestellte tätig.

Frau Ilse wurde 1925 in Reichenberg, in der Tschechoslowakei geboren. Der Vater war Angestellter, die Mutter absolvierte eine Tuchmacherlehre. Frau Ilse hat keine Geschwister. Sie besuchte ein technisches Gymnasium.

Frau Irma wurde 1923 im 21. Bezirk in Wien geboren, Der Vater war Schneider, die Mutter war Hilfsarbeiterin in einer Fabrik. Sie hatte 2 Geschwister und lernte in einem Modegeschäft Schneiderin.

Frau Justine wurde 1922 im 2. Bezirk in Wien geboren. Der Vater war Eisenbahner und die Mutter war Hausbesorgerin. Frau Justine hatte 5 Geschwister, aber drei sind schon im Kindesalter verstorben. Frau Justine bewohnt seit 1925 die gleiche Gemeindewohnung. Sie hat keinen Beruf erlernt.

Herr Leopold Engleitner wurde 1905 in Gmunden geboren. Sein Vater war Landarbeiter. Herr Engleitner hatte keine Geschwister. Er war Landarbeiter, wie sein Vater, und hält noch heute Vorträge an Universitäten über sein Leben.

Frau Resi wurde 1921 im 1. Bezirk in Wien geboren. Der Vater war Hausmeister und Aufzugswart und übte die Tätigkeit gleichzeitig mit der Mutter aus. Frau Resi hat einen älteren Bruder und ließ sich zur Erzieherin ausbilden.

Herr Rudi wurde 1918 im 1. Bezirk in Wien geboren. Der Vater war Hausarbeiter und die Mutter war Portierin. Herr Rudi hat eine Schwester und erlernte den Beruf des Elektrikers.

Herr Rudi Johann wurde 1930 in Wien im 20. Bezirk geboren. Der Vater war Eisenbahner und die Mutter war Fabrikarbeiterin. Er hatte einen Bruder. Herr Rudi Johann besuchte eine Mittelschule und wurde Lokomotivführer bei den Österreichischen Bundesbahnen.

Frau Therese wurde 1917 im 20. Bezirk in Wien geboren. Der Vater führte selbständig ein kleines Wäschegeschäft und die Mutter war Weißnäherin. Frau Therese ist jüdischer Abstammung und hat keine Geschwister.

Frau Uschi wurde 1919 in Magdeburg in Ostdeutschland geboren. Der Vater war Lebensmittelgroßhändler. Er verlor sein gesamtes Vermögen, da er für seinen Bruder bürgte, der in Konkurs ging. Die Familie lebte dann vom Verdienst der Mutter. Sie verdiente als Näherin ihr Geld. Frau Uschi hat keine Geschwister. Frau Uschi absolvierte mit 16 Jahren das kleine Abitur und half dann in einem Kindergarten aus.

ANHANG B: TYPISCHE AUSDRÜCKE

Ardagger : Obstschiff, Obstzille

Bauchfilz: aus Schweinefett wird Schmalz gewonnen

Banscherl: Bezeichnung für Puppe

Bierdippler: Obdachloser, versucht das restliche Bier aus Fass heraus zu bekommen

Blunzen: Blutwurst

Dampfel: Vorteig aus Hefe

Dorfbrunnen: Ziehbrunnen

Gigerer: Pferdefleisch, Pferdefleischhauer

Goas: Ziege

Goj: hebräische Bezeichnung für Nichtjuden

Hahnenschwänzler: Mitglieder der Heimwehr

Häckn: Arbeit

häcknstaad: keine Arbeit

Katichet: Religionslehrer (aus dem Griechischen)

Klampferer: Kesselflicker

Leitn: Steile Wiese

ranggeln: raufen

Milchpietschn: Milchkanne aus Blech

Pfrinte: kleine Rente

pietschen: trinken

Schlüsselkind: Kind trägt Wohnungsschlüssel an einem Band um den Hals

Sommerfrischler: Urlauber

Quatember: katholische Fasttage, 1. Adventwoche und Fastenwoche, Woche vor Pfingsten, 1. Oktoberwoche

Vernadern: bei der Polizei verraten

(Diese typischen Ausdrücke stammen aus den Originalgesprächen)

ANHANG C: ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abb.1 Wohnhausanlage in Marienthal mit Pawlatschengang

Abb.2 Aktuelle Ansicht auf die Wohnhausanlage von Marienthal aus 2008

Abb.3 Der jugendliche Herr Franz in seiner Sonntagskleidung

Abb.4 Volksschulzeit von Frau Aloisia

Abb.5 Luegerplatz aufgenommen am 1.5.33

Abb.6 Gemütliches ländliches Beisammensein

Die Bilder wurden von den jeweiligen Personen zur Verfügung gestellt und mit deren Erlaubnis in diese Diplomarbeit aufgenommen.

ANHANG D: CURRICULUM VITAE

Persönliches:

Name: Monika Kratzer

Adresse: 1190 Wien, Heiligenstädterstr.81-87/3/67

Telefon: 43 0676 9507201

Mail: monikakratzer@hotmail.com

Geboren: 30.05.1951

Geburtsort: Wien

Ausbildung:

1969 Matura der Frauenoberschule

anschließend Ausbildung zum Bankberater

seit 2004: Studium der Soziologie an der Universität Wien

seit 2005: Studium der Politikwissenschaften

Beruflicher Werdegang:

Juli 1969 – November 2007: Kundenbetreuerin der Bank Austria

ab Dezember 2007 in Pension

ANHANG E: ERKLÄRUNG ZUM SELBSTÄNDIGEN VERFASSEN DER ARBEIT

Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst habe. Ich habe keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und habe die Arbeit beziehungsweise Teile davon weder im Inland noch im Ausland einer Beurteilerin / einem Beurteiler zur Begutachtung als Prüfungsarbeit vorgelegt.

(Ort und Datum; Unterschrift der Studierenden)